

ZEITSCHRIFT
FÜR
DICHTUNG

Akzente

AUS DEM INHALT

Akzente stellen vor

WLADIMIR MAJAKOWSKIJ

Prosa von GÜNTER BRUNO FUCHS,
GÜNTHER GRACK, WALTER J. MOESCH-
LIN, KLAUS ROEHLER

Gedichte von GÜNTER GRASS, SERGEJ
JESSENIN, KARL KROLOW, WERNER
LUTZ, NELLY SACHS

Schiller-Rede von WILHELM LEHMANN:
Dichtung, Errungene Gegenwart

3/1960
JUNI

HANSER
MÜNCHEN

AKZENTE

Herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

HEFT 3 • JUNI 1960

SERGEJ JESSENIN • Das Wagenholz	19
GÜNTHER GRACK • In einer Sommernacht	19
WERNER LUTZ • Drei Gedichte	19
KARL KROLOW • Zwei Gedichte	20
NELLY SACHS • Zwei Gedichte	20
AKZENTE STELLEN VOR	
WLADIMIR MAJAKOWSKIJ	200
Vier russische Gedichte	220
FRANZ TACHAU • Schöpfung	229
GÜNTER BRUNO FUCHS • Sandomir und Ti	232
FRITZ SCHÄFER • Drei Gedichte	240
KLAUS ROEHLER • Ein Fall von kalten Füßen	243
MARGOT SCHARPENBERG • Zwei Gedichte	260
GÜNTER GRASS • Zwei Gedichte	262
WALTER J. MOESCHLIN • Zerberal	266
R. J. HUMM • Kikeriki zur Karikatur	271
WILHELM LEHMANN • Dichtung / Errungene Gegenwart	276



DAS Wagenholz hebt an zu singen,
Gesträuche rast an uns vorbei.
Und wieder Kreuze, Kirchengzinnen,
Und Eschen, Ebne, Einerlei.

Und wieder schmerzt mich warme Trauer
Vom leichten Wind im Hafergold.
Und wenn das Glockenläuten dauert,
Bekreuzt die Hand sich ungewollt.

O Rußland, rote Himbeerweiten,
Lazure, die durch Flüsse gehn,
Ich liebe freudevoll und leidend
Die weite Sehnsucht deiner Seen.

Du kannst den kühlen Gram nicht messen
An Ufern, wo der Nebel schwer.
Doch dich nicht lieben, dich vergessen –
Das lerne ich wohl nimmermehr.

Mir mögen Ketten Lust bedeuten,
Aus der ich träumend nie genas,
Wenn mir nur meine Steppen läuten,
Gebete spricht das Federgras.

1916

GÜNTHER GRACK
IN EINER SOMMERNACHT.

AN EINEM warmen Abend im August saß in einer kleinen norddeutschen Stadt die Frau des Handelsvertreters Winfried Dirks auf der zum Garten hin gelegenen Terrasse des bescheidenen Einfamilienhauses, das das Ehepaar in einem ruhigen Viertel am Stadtrand bewohnte, und wartete auf ihren Mann. Es war die Nacht vom Freitag zum Sonnabend, und Herr Dirks befand sich noch auf der größeren, zwei Tage dauernden Rundfahrt, die er in seinem alten Ford allwöchentlich zu entfernter wohnenden Kunden unternahm; wie er seiner Frau am Nachmittag telephonisch mitgeteilt hatte, fürchtete er, wegen einiger zusätzlicher Aufträge, die abzuschließen ihm gelungen war, dieses Mal kaum vor eins zu Hause sein zu können. Inzwischen war Mitternacht vorüber, die Freundin, die Frau Dirks zwei Stunden lang Gesellschaft geleistet und dabei meist von den Freuden und Leiden der ihr bevorstehenden Mutterschaft gesprochen hatte, war gegangen, und das Radio, das währenddessen hinter ihnen im dunklen Zimmer bei geöffneter Terrassentür gespielt hatte, schwieg schon seit zehn Minuten, nachdem die Schrammelmusik des holländischen Senders verklungen und dem väterlichen Gute-Nacht-Wunsch des Sprechers die Nationalhymne der Nachbarn gefolgt war.

Frau Dirks saß regungslos in ihrem alten, spillerigen Korbsessel; weit zurückgelehnt, daß die hängenden Arme mit den Fingern fast die warmen Klinkersteine des Terrassenbodens berührten, das Gesicht bei halb offenem Mund entspannt, erlebte sie die Nacht mit einer Eindringlichkeit, die sie bis dahin nicht gekannt hatte und die sie überraschte und beglückte. Sie schaute vor sich hin in die Finsternis der umliegenden Gärten, die nur durch das gebrochene Licht einer Straßenlaterne und das braunrote Viereck eines fernen Mansardenfensters gemildert wurde, und es war ihr, als werde im Schein des Himmels, dessen feuchtes Nachtblau von Sternen funkelte, die Schwärze der Büsche und Bäume für sie durchsichtig und sie könne sich mit der Sicherheit einer Katze, die noch das versteckteste Loch im Zaun kennt, darin bewegen; die krummen, mit rissiger Borke bedeckten Stämme der alten Obstbäume,

das vielfältig verzweigte, schwarz vor dem Himmel stehende Geäst, die Unzahl der kaum merklich vom Nachtwind angerührten Blätter, deren blanke Seite ab und zu, wenn das Sternenlicht sie traf, schwach aufglänzte – durch die dunkle, gleichsam flüssige Luft hindurch sah sie all dies so deutlich vor sich, als stünde es ihr unmittelbar vor Augen. Und zugleich wurde sie sich des heimlichen Webens bewußt, das, aus tausend Geräuschen zusammengesetzt, ständig von überall her an ihr Ohr drang, und sie hörte ihm zu, mit erhobenem Kopf in ihrem Sessel lehnend, und versuchte, es in Einzelheiten aufzulösen, doch außer dem leisen Wispern des Laubs war alles, was sie erkannte, das schnell versickernde Anfahren eines Autos, das Rasseln einer fallenden Jalousie und hin und wieder, in immer derselben einförmigen Weise, fernes Hundegebell.

Darüber aber wob die vieltönige Stille unaufhörlich fort, und je länger Frau Dirks sie in sich eingehen ließ, offenen Mundes lauschend, den Blick über die nachtdunklen Gärten in den Himmel gerichtet, desto nachhaltiger vergaß sie das alte, ausgediente, bei der kleinsten Bewegung knisternde Korbgeflecht, auf dem sie saß, den eisernen, ewig wackligen Tisch, auf dem noch das Teegeschirr vom Besuch ihrer Freundin her stand, die finstere Masse des Hauses in ihrem Rücken mit dem aufdringlichen Ticken der Pendeluhr, die im Wohnzimmer an der Wand gegenüber der Terrassentür hing, und dem wohligen Schnaufen des Dackels Max, der zusammengerollt auf seinem Platz neben dem Sofa schlief und eben, als es halb schlug, die Nase unter schmatzenden Lauten noch tiefer unter die Schwanzspitze steckte, und es schien ihr dafür, als werde rings das flache norddeutsche Land immer weiter überschaubar, weit über den schmalen Streifen Forst, dessen Wipfel sie tagsüber vom Schlafzimmerfenster aus gerade noch erkennen konnte, hinaus, und alles, was da unter dem nächtlichen Himmel lag, war ihr so nah und gegenwärtig wie nie zuvor. Ein kaum spürbares Lächeln um den Mund, lehnte sie in ihrem Sessel und blickte aus dunkel glänzenden Augen vor sich hin, und gleich einem elfischen Wesen, das sich tummelt, wo immer unter den Sternen es will, fühlte sie sich ihres Körpers ledig und mit jedem Fleckchen ihrer Heimat unendlich vertraut, und im Geist huschte sie über die schwarzen, von niedrigen, baumbestandenen Wällen umgrenzten Weideflächen, vorbei an dem Vieh, das sich in einer Ecke niedergetan hatte und dessen scheckiges Fell schwach

im Sternenlicht schimmerte, schwang sich über die vom ständigen Nordwest gebeugten, leise flüsternden Kronen der Eschen und Eichen und flog auf den Hof zu, der, von einer Reihe Pappeln umstellt, Wohnung und Ställe unter einem einzigen mächtig ausladenden Dach barg, streifte an der rissigen alten Backsteinmauer entlang und blickte durch die kleinen Scheiben der mehrfach unterteilten Fenster in die Finsternis der Stuben, schwebte dann weiter im Bogen über die Tränke, um die herum der lehmige Grund von vielen Hufen zertrampelt war, längs des grabengesäumten, hier und da von Buschwerk eingehegten Feldwegs zum Dorf, geisterte eine Weile auf dem Friedhof kreuz und quer zwischen den Gräbern herum, zog eine Schleife um den wuchtigen, aus fehdereichen Zeiten herstammenden Kirchturm, stieß dann in die Dorfstraße hinab und folgte ihr zwischen einfachen Fassaden an schmucklosen, schmalen Schaufenstern vorbei zum Wirtshaus, über dessen Tür eine gläserne, von innen erhellte Bierreklame hing und eine Anzahl davor abgestellter dreckbespritzter Motorräder beleuchtete, hörte das mit Radiomusik vermischte, von wieherndem Lachen unterbrochene Platt lärmiger Männerstimmen, machte sich, dem Lauf der Straße weiter folgend, wieder auf und kam bei dem stattlichen Molke- reigebäude, an dessen Frontseite in Höhe der großen Schiebetüren eine Rampe entlanglief, von neuem aufs offene Land, schoß längs der eingleisigen Strecke, die die Molkerei mit der von der Küste ins Innere führenden Bahnlinie verband, über die wispernden Wallhecken hinweg in die Finsternis, schwenkte an der Anschlußstelle auf die Haupt- linie ein, unter den summenden Telegraphendrähten dicht über dem Schotter dahinfegend, und bog erst an der Kreuzung mit der Auto- straße wieder ab, segelte in kühner Kurve um das Schrankenwärter- häuschen herum, das da mit seinem spitzen, blechwimpelverzierten Türmchen dunkel neben der himmelwärts ragenden Schranke lag, und ließ den Asphalt unter sich hinwegflitzen, sah die Scheinwerfer schon, als sie noch in der Ferne durch die Stämme der die Straße säumenden Eschen blitzten, schwang sich empor in die sternklare Himmelsschneise, die die Kronen in der Mitte über dem Damm offenließen, und erkannte im Näherkommen den alten, katzbuckelnden, von dröhnendem Moto- rengeräusch erfüllten Ford, schlüpfte hinein und saß neben ihrem Mann und blickte ihm ins Gesicht, das sich im dünnen Schein des Armaturen- bretts nur undeutlich vor dem Dunkel draußen abhob, schlaff von

schwerer Müdigkeit, und das blendendweiße Licht, das plötzlich von der Seite herantobte und allem ein Ende machte, traf sie wie ein heftiger Schlag, schüttelte sie und nahm ihr den Atem, und es war ihr, während sie mit aufgerissenem Mund aus ihrem Sessel fuhr, als bräche ihr das Herz.

Sie sank mit einem ächzenden Laut über den Teetisch, daß das Geschirr darauf erkllirrte und ein Löffel silbern klingend zu Boden fiel; vornübergebeugt, die Hände auf die Tischplatte gestützt, stand sie minutenlang schwer atmend mit hängendem Kopf, und in ihrem Halse hämmerte es, und ihre Kehle trocknete aus. Sie hielt die Augen geschlossen, eine scharfe Furche zwischen den Brauen, und verfolgte, wie das Hämmern allmählich schwächer wurde und weniger wild, und als es endlich kaum noch zu spüren war, hob sie mit einem tiefen Atemzug den Kopf und ließ sich kraftlos in ihren Sessel zurückfallen, daß das Korbgeflecht gequält knisterte. Das Kinn auf der Brust, starrte sie eine Weile dumpf vor sich hin in die Nacht, die so voll webendem Leben war wie immer, und von Zeit zu Zeit schluckte sie und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Schließlich stand sie, sich auf die Armlehnen stemmend, wieder auf, trat ins Zimmer und knipste die Deckenbeleuchtung an, und obgleich sie sich innerlich völlig zerschlagen fühlte, ging sie von Raum zu Raum durchs ganze Haus und machte überall Licht. Max, der Dackel, war ihr bis in den Flur gefolgt; dort saß er, als sie die Treppe zum Obergeschoß wieder herunterkam, mit dem Schwanz wedelnd auf dem Kokosläufer und guckte sie aus seinen großen braunen Augen aufmerksam an. Sie bückte sich und strich ihm wortlos über den Kopf, und indem sie sich wieder aufrichtete, fiel ihr Blick in den Wandspiegel gegenüber, und sie tat einen Schritt näher an das Glas heran und betrachtete stumm das ernste, blasse Gesicht, das sie daraus ansah. Nach einer längeren Zeit der Musterung, während der sich in ihrer Miene nichts gerührt hatte, wandte sie sich, die Hand über den Augen, vom Spiegel ab und trat durch die offenstehende Tür in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Sie setzte sich auf das alte lederbespannte Sofa und blickte vor sich hin auf den Schreibtisch, der im kalten Licht der Bürolampe lag; das Telephon glänzte schwarz. Es war vollkommen still im Haus; nur das leise Tappen von Hundepfoten wurde vorübergehend hörbar. Frau Dirks spürte, wie Max sich zu ihren Füßen niederließ und den Kopf, zufrieden schmatzend, auf den rechten ihrer

Schuhe legte, und sie lehnte sich vor und kraulte ihn hinter den Ohren. Den einen Ellbogen aufs Knie gestützt, starrte sie mit leerem Blick auf stets denselben gelbgrünenoppten Fleck im Teppich, während sie die Finger der freien Hand unentwegt durch das Hundefell kämmen ließ, immer von neuem rings um den knorpligen Ansatz des Ohrlappens herum. Erst als das Schrillen des Telephons die Stille zerriß, hielt sie in der gleichförmigen Bewegung inne, blieb jedoch sitzen, wie sie saß, unfähig sich zu rühren, und der Hund hob den Kopf, sah sie, die Augen verdrehend, von unten her an und stupste mit der Nase gegen ihre Hand. Das Telephon schrillte zum zweitenmal, und sie richtete sich mühsam auf, das Gesicht wie aus Wachs, und schleppte sich kurzatmig zum Schreibtisch. Die Hand auf dem Hörer, verharrte sie eine Zeitlang regungslos an die Kante der Schreibtischplatte gelehnt und fühlte das Blut in ihrem Halse pulsen. Dann schrillte der Apparat zum drittenmal, und sie nahm den Hörer ab und nannte ihren Namen. Ihre Augen verdunkelten sich, und sie beugte sich tief über die Filzunterlage, während ihr eine Männerstimme, um Schonung bemüht, mitteilte, was sie schon wußte.

BLAUBEDRUCKT der Tag, aufgehäuft das Heu.
Im Hofe trottet der Schatten.

Zeit, die Gedanken und die Freunde heimzuholen,
und aus Vergangensem das Gold zu waschen.

Verblüht der Strauß, der Garten schläft –
weck ihn nicht auf.

Der Acker raucht Kartoffelkraut,
und Spatzen zerren Nebelfetzen ins Gebüsch.

AUFGESTELLT der Kirschbaum
und die Bank für mein Mädchen gezimmert.

Die Sehnsucht habe ich angelockt,
jene Amsel, die sonst in anderen Gärten singt –
in meiner Tasche knistert Wohlbehagen.

Am Bache schnurrt die Weidenkatze,
die Mauern sind mit Sonne verputzt
und meine Gedanken, leicht gekleidet,
schlafen im Gras.

V ERSCHLOSSEN die Truhe,
versunken die Insel,
gekeltert die Freude.

Auf dem Dach wächst Schnee,
im Zimmer häufen sich die Schritte,
als Flocke schwebt die Stunde
vom Turm.

Die Stille, ein sprödes Tuch,
läßt sich von meinem Finger
nicht durchlöchern.

Die Wand ergraut,
das Fenster erblindet,
die Langeweile
hockt auf meinem einzigen Stuhl.

KARL KROLOW · GEDICHTE
BEI TAGESANBRUCH

VOM Morgen gemähter Mond.
Das Licht kommt

Mit blauer Scherpe auf den Augen.

Unter offenen Hemden
Niemals so viel Himmel.
Himmel wie der Brustkorb
Eines Mannes.

Vogelrufe
In jedem Kehlkopf.

Zeit für die Toten
Um am Fenster
Den Tod zu vergessen.

FÜR EINE, DIE VORÜBERGEHT

Auf der weiblichen Straße
Trägt dir die Wiese
Ihren Lavendel entgegen.
Der Fluß
Lehnt seinen Spiegel an den Wind.

Aber du hältst die Lider
Geschlossen,
Und die enttäuschte Landkarte
Mit ihren Fischen und Pappeln
Rollt sich unter einem Himmel auf
Den du vergaßest.

Ein Luftschiffer,
Aus dem Grunde einer alten Flasche
– Seinem Grabe –
Winkt dir nach.

D^u in der Nacht
mit dem Verlernen der Welt Beschäftigte
von weit weit her
dein Finger die Eisgrotte bemalte
mit der singenden Landkarte eines verborgenen Meeres
das sammelte in der Muschel deines Ohres die Noten
Brücken-Bausteine
von Hier nach Dort
diese haargenaue Aufgabe
deren Lösung
den Sterbenden mitgegeben wird.

W^{er} von der Erde kommt
Mond zu berühren
oder
anderes Himmelsmineral das blüht –
angeschossen
von Erinnerung
wird er hochspringen
vom explodierenden Sehnsuchtsstoff
denn
aus bemalter Erdennacht
aufgeflügelt sind seine Gebete
aus täglichen Vernichtungen
suchend die inneren Augenstraßen.

Krater und Trockenmeere
erfüllt von reisenden Tränen
die durch sternige Stationen
auf der Fahrt sind ins Staublose.

Überall die Erde
baut an ihren Heimwehkolonien.

Nicht zu landen
auf den Ozeanen des süchtigen Blutes
nur zu wiegen sich
in Lichtmusik aus Ebbe und Flut
nur zu wiegen sich
im Rhythmus des unverwundeten
Ewigkeitszeichen:
Leben – Tod –

WLADIMIR MAJAKOWSKIJ

Als die Revolution in Rußland zu Ende ging, lag mit dem Bürgertum und seinen Traditionen auch dessen Literatur im Sterben. Die Glanzzeit des russischen Symbolismus (mit Brjussow, Belyj, Iwanow, Hippius) war schon 1912 vorüber; der größte moderne Lyriker Rußlands vor der Revolution, A. A. Blok (1880–1921), wurde dem Symbolismus untreu und entzündete sich an der neuen Realität, war aber rasch am Ende seiner Kraft und seines Werks; die anderen, die eigene Wege gingen, und sogar eigene Schulen gründeten, wie Nikolai Gumiljow (1886–1921), der zusammen mit seiner Frau Achmatowa und dem Poeten Gorodezki den Akmeismus* ins Leben gerufen hatte, flackerten nur zu einem kurzen Dasein von geringem Einfluß auf und waren bald passé.

Einzelgänger, wie Mandelstamm, vermochten nichts mehr auszurichten und ihre Kunst war ein in esoterischer Resignation dahindämmernder Schwannengesang auf eine untergegangene Welt.

Am deutlichsten trat diese Untergangsstimmung auf bei den Imaginisten, die trunken in Morbidität schwelgten und ihre Agonie bei Wodka, Kartenspiel und Orgien austobten. 1919 verschlug es zu ihnen nach Moskau den kurz darauf berühmtesten ihrer Vertreter, Sergej Jessenin (1895–1925), den Bauernsohn aus Konstantinow im Gouvernement Rjasan, der aus der Quelle seines Volkstums schöpfend und mit lyrischem Urtalent begabt, Bilder von bisher unbekannten Farbtönen in die Sprache zauberte. Aber innerlich hohl, pessimistisch, krank, fand er kein anderes Ziel als den Freitod. Seine literarische und physische Selbstzerstörung steht für eine ganze Welt da und ist, um es mit Gorkis Worten zu sagen, »ein bezeichnendes, dramatisches Symbol für den unversöhnlichen Bruch zwischen dem Alten und dem Neuen«.

Bezeichnend ist auch, daß sie fast alle, also Brjussow, Belyj, Blok und auch der gottesfürchtige Jessenin, sich an den Parolen der Revolution begeisterten und ihren Früchten hoffnungsvoll entgegensahen.

*) akme – griech. = Vollendung

Ein gewichtiges Wort in der neu erzwungenen Wirklichkeit mitzusprechen war einer anderen literarischen Gruppe vorbestimmt: den Futuristen. Obwohl sie gar nicht dort angekommen waren, wo sie anzukommen gedachten, als Chlebnikow, Burljuk und Majakowskij ihr Manifest veröffentlichten, so war es doch eine Bewegung, die sich mit der Revolution durchaus identifizieren konnte. Auch sie kämpfte (literarisch) gegen die Tradition, zerstörte überlieferte Formen, spottete dem Bürgertum, schöpfte neue Impulse aus dem Proletariat, berauschte sich an dynamischen Rhythmen und an Bildern der Gewalt. Wahrscheinlich haben es die extremen Individualisten Chlebnikow und Burljuk nicht gehant, daß ihr Dritter im Bunde – der jüngste und genialste – Majakowskij, ihren futuristischen Formalismus (die Dichtung der »vollendeten Zukunft«) in sozialistischen Realismus, ihren exaltierten Exzentrismus in egalisierten Kollektivismus verwandeln würde.

Immerhin – so wurde und blieb Wladimir Majakowskij (1893–1930), ein Förstersohn aus dem westgeorgischen Winzerdorf Bagdadi, die Zentralfigur der russischen Dichtung der ganzen sowjetischen Periode. Majakowskij ist, natürlich, das denkbar äußerste Extrem von »Jessenins Schmachtsere-naden«. Sein Lied ist, natürlich, »derb, griffig, laut... Kosung und Losung, Knute und Schwert«. Seine Feder will »schlagen und stechen... zuerst das Leben ändern – dann lobpreisen«. Um nicht das zu wiederholen, was von und über Majakowskij bei uns bereits in letzter Zeit gedruckt wurde, präsentieren wir in Übertragung hier noch unbekannte Proben, die den Dichter von drei verschiedenen Seiten zeigen: als Publizisten und Ideologen (in den zwei Prosa-Fragmenten), als Bänkelsänger des Proletariats (welch rührende Wirkung erzielt doch die lapidare, fast gestammelte, aus Glorie und Groteske gemischte Erzählung des Iwan Kosyrjow!) und als Briefschreiber, Autor von Liebesbriefen, bei dem wir diesen Überschwang an Privatgefühl, trotz Kollektivpassion, gar nicht vermutet hätten. Was uns bei Majakowskij in jeder Zeile besticht, ob sie privat oder publizistisch gesetzt wäre, ob sie recht hat oder nicht, ist seine absolute Ehrlichkeit, sein Wahrheitsfanatismus, der nie nach »schönen« Worten sucht, sondern gerade immer so »herausplatzt« wie es ihm auf der Zunge brennt.

Gewiß, es gab parallel Bestrebungen, wie die der Konstruktivisten mit Ilja Selwinskij und Vera Inber, die kühlere Töne anschlugen und die radikalen Tendenzen der Linken Front (LEF-Gruppe, von Majakowskij und Assejew gegründet) zu mäßigen versuchten. Es traten sogar »Serapionsbrüder« auf den Plan – der Lyriker Tichonow, die Prosaiker Fedin, Iwanow, Sos-

tschenko – die die Freiheit des Künstlers, das Apolitische und Artistische also verteidigten und zur Rückbesinnung auf die eigentliche Aufgabe der Kunst aufriefen. Doch schließlich blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu emigrieren, wenn sie konsequent blieben, wie Iwanow, oder sich von dem Lauf der Dinge bekehren zu lassen, wie Nikolai Tichonow (1896), dem Petersburger Handwerkersohn, der von den Akmeisten kommend, später volkstümliche Balladen schrieb und für seine staatsbürgerliche Dichtung mit dem Stalinpreis ausgezeichnet wurde und nun, grauhaarig, hohe Ämter bekleidet.

Gesiegt hat die Partei und ihr an die Literaten eindeutig und rigoros erteilter Auftrag, »Ingenieure der menschlichen Seelen« (Stalin) zu sein, der Revolution und dem Sowjetstaat zu dienen, politisch-didaktisch zu wirken, die Wirklichkeit sozialistisch (»schon morgen«) zu sehen und zu zeigen und Zukunftsgläubigkeit zu predigen. Proletkultistische Gedichte eines Demjan Bednyj (1883–1945) – anspruchslos, fast primitiv, monoton – und revolutionär romantische Romane waren der Anfang, aus dem in den Jahren 1924 bis 1929 eine gute, weil aus überreichem Vorrat origineller Thematik schöpfende Tendenzliteratur hervorkam. Klare und einfache Lyrik (Surkow, Twardoskij, Isakowskij, Lugowskij) und spannungsgeladene, dynamische Prosa (A. N. Tolstoj, N. Ostrowskij, Gladkow, Fadejew, Scholochow) wurden schließlich bis 1932 völlig gleichgeschaltet und mußten stagnieren.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, wie fraglos hochbegabte Poeten (wie Bagrizkij, Selwinskij, Assejew) ihr Leben lang mit diesem Dilemma fertig wurden: dem Staat und der Kunst zugleich zu dienen. Wir suchten nach einem Modell für ein sowjetisch-sanktioniertes Liebesgedicht und fanden es bei Jewgenij Abrosimow (1911–1942), einem Moskauer Lyriker, der bemerkenswerte lyrische Gedichte schrieb und abchasische Dichtung übersetzte. Trotz der »Zeche – sonntäglich, blau«, der »Maschinen im Sonnenkleid« und »alle Leute eine fröhliche Schau« – kann man dem Gedicht »Blätter« nicht einen gewissen, fremden Reiz absprechen. Verliebtheit und Arbeitsethos in einem Atemzug sind hier ganz im Sinne des sozialistischen Realismus gemeistert.

Der »Vaterländische Krieg« 1941 hatte die Literatur, vom Patriotismus beseelt, zu neuem Leben erweckt. Als Beispiel für diese, im Schlachtentümmel entstandene, menschlich sympathische Lyrik dieser Zeit zitieren wir das Frontgedicht eines Außenseiters, Aleksej Lebjedew (1912–1941, der) Techniker eines Projektionsbüros in Iwanowo war, 1938 Marinesoldat wurde und dessen Bücher (»Lyrik des Meeres«) ihn zum bekanntesten und

beliebtesten Dichter russischer Seeleute machten. Leider ist er sehr früh, im November 1941, auf einem Unterseeboot im Baltikum gefallen.

Nach dem Kriege wurde die Literatur wieder auf Vordermann gebracht; 1946 gaben Shdanow und das Zentralkomitee verbindliche Richtlinien für die Weiterentwicklung des Schrifttums heraus. Die Zügel wurden straffer angezogen, die klare Parteinahme als oberstes Kriterium wurde obligatorisch, der Individualismus und jegliches Experimentieren in Form und Stil zu staatsfeindlichen »kosmopolitischen, imperialistischen, antidemokratischen« Delikten erklärt. Der Lebensraum der Literatur wurde eng und enger. Die Folge davon war eine ganze Flut von mittelmäßigen bis wertlosen Erzeugnissen, die folgsam nach einem Schema konstruiert, Unbehagen und gähnende Langeweile auslösten. Die Polemiken in Partei und Presse aus jener Zeit legen beredtes Zeugnis davon ab.

Die nach Stalins Tod 1953 angebrochene »Tauwetterperiode« ist uns mit den Namen Ehrenburg, Dudinzew, Panowa, Pasternak bereits besser geläufig. (Deshalb gibt es keinen Grund, sich dabei in unserem knappen Rahmen länger aufzuhalten.)

Rückschauend stellen wir fest, daß das russische Schrifttum in den Gewittern anders geworden ist: ärmer in seiner Sprache, in seinen Formen – uniform; sein passiver Pessimismus ist in einen aktiven Optimismus umgeschlagen; er ist zu einer Massenware geworden, deren Konsum erstaunlich groß ist. Aber ein besinnlicher Beobachter wird auch frapante Parallelen wahrnehmen. Im neunzehnten Jahrhundert starben die Größten (Puschkin, Lermontow) in jungen Jahren einen Gewalttod: Man hatte für diesen Tod später das zaristische System verantwortlich gemacht. In der Sowjetära starben die Größten auch sehr jung und unnatürlich (Jessenin, Majakowskij). Abgesehen von dieser Zufälligkeit sind aber auch an der Literatur ewig russische Spuren ablesbar, die trotz Wandlung der Systeme unwandelbar zu bleiben scheinen: Lust am Leid, messianistisches Opfertum, eine alles verklärende Heimatliebe (»Mir mögen Ketten Lust bedeuten... wenn mir nur meine Steppen läuten«) bestimmen nach wie vor die Gefühlswelt und die Haltung der russischen Literatur. In dieser Hinsicht ist es ein unverändert Volk von Gläubigen, ganz gleich ob als Narren in Christo oder als politische Fatalisten, geblieben. Von Hause aus Idealisten – haben sie sich der Materie verschrieben. Von Hause aus Materialisten – leben sie für ihre Ideale. Sie glauben – und sie zehren genügsam und begeistert von der Freude aus der Zukunft.

Es gibt noch wenig Lust
auf unserm Stern.
Man muß
die Freude
aus der Zukunft
reißen.
In diesem Leben
stirbt man leicht und gern.
Bedeutend schwerer ist:
das Leben meistern.

Der es geschrieben hat – Majakowskij – konnte es auch nicht.

WLADIMIR MAJAKOWSKIJ
ERZÄHLUNG DES GIESSERS IWAN KOSYRJOW
VOM EINZUG IN DIE NEUE WOHNUNG

ICH bin Proletarier.
Das sagt alles.
Ich lebte
wie Mutter mich erschafft.
Und plötzlich
bekomm ich
an Stelle des Stalles
Wohnung
von meiner
Genossenschaft.
So – ist sie breit
Und hoch – so!
Luft
und Licht
und Gas.
Alles ganz schön.
Doch am meisten froh
macht mich

einfach
 das:
 das ist –
 weißer als Licht vom Mond,
 besser
 als das gelobte Land,
 das ist –
 reden wir nicht davon,
 das ist –
 das Bad.
 Das Wasser aus einem Spalt –
 eisig kalt.
 Das aus dem heißen Hahn –
 rührst du nicht an.
 Mit kaltem
 wäscht man
 den Schopf,
 mit heißem
 den Porenschweiß.
 »Kalt«
 stehts
 auf einem
 Knopf,
 und auf dem anderen
 »Heiß«.
 Man kommt nach Hause,
 müd zum Verrecken,
 es freut kein Kapusta,
 kein Samowar:
 hinein ins Bad –
 es könnt Tote erwecken,
 so krabbelt
 und kitzelt es Haut und Haar.
 Als wär ich
 beim Sozialismus
 zu Gast,
 so stockt mein Atem

vor Jux.
 Runter die Hose
 und was du hast,
 her mit der Seife
 und...
 schwups!
 Man sitzt
 und wäscht
 seine Knochenrümmern,
 genießt
 nach Herzenslust
 Frische.
 Als wären
 Wolga und Sommer
 im Zimmer –
 es fehlen nur
 Schiffe und Fische.
 Und wär
 zehn Jahre alt
 der Dreck,
 man schält sich
 wie ein Baum,
 der Ruß geht fast
 wie Rinde weg,
 das Aas weicht vor dem Schaum.
 Man sitzt, vom Dampf erhitzt,
 und schwitzt!
 Dann –
 greif den Griff und melk:
 ein kühler
 Brauseregen
 spritzt
 aus blechernem
 Gewölk.
 Und wieviel Zärtlichkeit das hat!
 Jetzt
 bin ich

nicht mehr müd:
es zupft am Ohr,
macht Haare glatt
und sprüht
von Glied
zu Glied.
Ich reib
das Wasser
mir vom Leib
mit einem Tier
von Frottee.
Damit die Ferse
trocken
bleibt,
liegt
eine Badematte.
Ich glotz zum Spiegel,
der da hängt,
kriech
in die saubre
Tracht.
Ich kriech und denk:
»Wie richtig lenkt
doch
unsre
Sowjetmacht«.

K R I M

Ob ich zum Fenster seh
oder spaziere –
Blumen
und himmlische Bläue;
da reizt den Blick
eine Glyzinie,

dort den Geruch
 eine Magnolie.
 Hier trinkt man
 Milch
 statt Tee.
 Vom Glanz des Mondlichts
 erfüllt,
 rauscht
 Tag und Nacht
 die See
 am Tschair,
 laut und wild.
 In der Hut
 der Wellen-Soldaten
 faulen
 in Wassergrüften
 die aus den Palästen
 geschifften
 Tritonen und Najaden.
 Und in Palästen
 herrscht neues Leben:
 wer satt
 von den Badelüsten,
 der komme, Arbeiter,
 und lege sich eben
 ins Bett
 von Prinzen und Fürsten.
 Die Hochöfen-Berge glühn grell
 und das Meer ist ultramarin.
 Die Menschen
 repariert man schnell
 in der riesigen
 Schmiede der Krim.

Niemand kann voraussagen, wie groß die Sonnen sein werden, die uns das künftige Leben erhellen werden. Vielleicht werden Künstler den grauen städtischen Staub in bunte Regenbogen verwandeln – und von oben wird pausenlos Flötenmusik von gezähmten Vulkanen tönen. Vielleicht werden wir den Wellen des Ozeans befehlen auf Saiten zu spielen, die von Europa nach Amerika gezogen sind. Eins ist gewiß – es waren wir, die das erste Blatt in der Geschichte der Gegenwartskunst aufschlugen. [...]

Aber hauen werden wir von beiden Seiten: alle:

- die im Geheimen, eine ideologische Restauration bezweckend, heute die führende Rolle dem akademischen Altkram einräumen,
- die eine allgemeinmenschliche Kunst außerhalb der Klassen predigen,
- die die schöpferische Dialektik in ein metaphysisches Priestertum und in eine Prophetie verwandeln,
- die aus Naivität oder aus politischer Borniertheit die von den Großmüttern überlieferte Tradition für den Willen des Volkes halten,
- die das Schwierigste vom Schwierigen – die Arbeit des Künstlers – als eine Sonntagsentspannung werten,
- die die unvermeidliche Diktatur des Geschmacks in eine demagogische Parole der bürokratischen, elementaren Selbstverständlichkeit verwandeln,

–

... Aber wir werden unser bisheriges »wir« säubern:

- von allen, die die folgerichtigen Etappen unseres Kampfes zu einem Schema machen,
- die in unser geistiges Horn blasen und zu Zuckersäulen und Hütern des gealterten Neuerertums erstarrten, da sie für ihre zerschundenen Pegasusse heimische Kaffeetränken fanden,
- die am Schwanz hinterherhinken, immer um fünf Jahre verspätet, und vertrocknete Beerlein des verjüngten Akademismus aus den von uns weggeworfenen Sträußen sammeln...

K. DEDECIUS · LIEBESBRIEFE
W. W. MAJAKOWSKIJS AN LILJA BRIK

Mitte Juli 1915 beendete Wladimir Majakowskij sein Poem »Wolke in Hosen«.

Ein paar Tage später lernte er den Literaten und Verleger Ossip Brik kennen – und dessen Frau Lilja.

Brik gab die »Wolke in Hosen« heraus. Aber es geschah etwas Ungewöhnliches. Das Gedicht, dem ein Erlebnis mit einer Frau zugrundegelegt hatte, wurde einer anderen Frau gewidmet. Den Platz Marias aus Odessa nahm Lilja Brik ein.

Sie hatte diesen Platz im Leben Majakowskijs lange Jahre inne, sein ganzes Leben lang, bis zum tragischen Tod. Majakowskijs Liebe war elementar, brutal und zärtlich, opferbereit und fordernd, unerschöpflich. Er nannte die Geliebte »die Verfasserin meiner Gedichte«.

Die Akademie der Wissenschaften der UdSSR veröffentlichte vor kurzem 125 Briefe des Dichters an Lilja Brik.

Außer dem Autor (der meist mit »Kläffer«, diminutiv »Kläff« unterschrieb) und seiner Geliebten (für die er eine Unmenge Kosenamen erfand), treten in den Briefen u. a. folgende Personen auf:

OSSIP BRIK oder OSSJA – Liljas Ehemann, der zum allernächsten Freunde Majakowskijs wurde. »Als ich ihm gesagt habe«, schreibt in ihrer Erinnerung Lilja, »daß M. und ich uns lieben, beschlossen wir alle drei nie wieder auseinanderzugehen...«

OLA – Majakowskijs Schwester

ELSA – Elsa Triolet, eine bekannte franz. Schriftstellerin, die Schwester von Lilja Brik

VIKTOR CHLEBNIKOW – Dichter, einer der Mitbegründer des russischen Futurismus

LOWKA – L. Grünkrug, Majakowskijs Freund

DAVID – D. Störenberg, Maler, in den ersten Jahren nach der Revolution Kommissar für Kunstangelegenheiten

DAVID BURLIUK – ein Freund Majakowskijs, Mitorganisator der futuristischen Bewegung in Rußland. Lebte nach der Revolution in den USA.

LEWIN – Maler, mit dem Majakowskij oft Karten spielte.

(Zwei Briefe aus Moskau, wo Majakowskij den Film »Nicht fürs Geld geboren« gedreht hat, nach Petersburg. März-April 1918).

I

LIEBES, ungewöhnliches Lilchen!
Sei nicht krank, um Gottes Willen! Sollte Ossia Deine Lunge (an dieser Stelle mußte ich stocken und in Dein Schreiben hineinglotzen, um zu überprüfen, wie Lunge geschrieben wird: ich war dabei »Lunke« zu schreiben) nicht da hinfahren, wo es sich gehört, werde ich in Eure Wohnung einen Fichtenwald bringen und in Ossias Arbeitszimmer nach eigenem Gutdünken ein Seebad einrichten.

Und wenn Dein Thermometer höher als sechsunddreißig Grad klettern sollte, dann reiße ich ihm alle seine Beine aus. Übrigens, die Phantastereien von einer Reise zu Dir sind eine Folge meiner allgemeinen Traumsucht. Wenn es mit meinen Geschäften, mit meinen Nerven und mit meiner Gesundheit so weitergeht, wie bisher, dann wird Dein Kläffer bald unter einem Zaun liegenbleiben und, den Bauch nach oben, schwach mit den Beinchen zuckend Gott sein mildes Seelchen zurückempfehlen.

Geschieht aber ein Wunder, dann bin ich vielleicht in zwei Wochen bei Dir!

Die Filmarbeit geht zu Ende. Ich fahre jetzt ins Atelier, die Fröhlichschen Pantalons anzuprobieren. Im letzten Akt bin ich nämlich elegant.

Gedichte schreibe ich keine, obwohl ich große Lust hätte, etwas Stimmungsvolles über das Pferd zu schreiben.

Im Sommer würde ich gern zusammen mit Dir im Film auftreten. Ich möchte ein Drehbuch für Dich schreiben.

Diesen Plan will ich nach meiner Rückkehr in Angriff nehmen. Ich weiß nicht warum, aber ich bin sicher, Du wärst damit einverstanden. Sei nicht krank. Schreibe. Ich liebe Dich, mein warmer, lieber Sonnenschein.

Küsse Ossia.

Dich drücke ich fest, bis Deine Knochen klirren.

Dein *Wolodja*



P. S. (Hübsch, was?) Verzeih, daß ich auf einem so vornehmen Papier schreibe. Es stammt aus »Pittoresque« und dort kommen sie alle ohne Vornehmheit gar nicht aus.

Ein Glück, daß sie wenigstens im Abort ohne Kubismus auskamen, sonst müßte ich mich mörderisch quälen.

II

Liebes, aber zu mir nicht allzu nettes Lililein!

Warum schreibst Du mir kein Wort? Ich habe Dir drei Briefe gesandt und als Antwort – keine Zeile empfangen.

Sollten denn sechshundert Werst eine so große Sache sein?

Nicht doch, Kindchen. Es steht Dir nicht!

Schreibe, bitte! Täglich erwache ich mit der Nostalgie: »Wie geht es Lilja?«

Vergiß nicht, daß ich außer Dir nichts brauche und nichts wissen will. Ich liebe Dich.

Das Kino ist meine Rettung. Meine Passion.

Meine Augen schmerzen wie die Pest.

Am nächsten Montag werde ich operiert. Sie werden an meiner Nase und Kehle herumschnippeln.

Wenn (wenn!) wir uns sehen, werde ich ganz sauber und völlig repariert sein. Eine Lokomotive frisch aus der Werkstatt.

Die Filmleute sagen, ich sei für sie ein einmaliger Künstler. Und sie locken mit Reden, Ruhm und Geld.

Schreibst Du mir wieder nicht, dann wird es klar, daß ich für Dich kreperte und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich nach einem Grabhügelchen und den dazugehörigen Würmchen umzusehen. Also schreib!

Ich küsse Dich.

Dein *Wolodja*

Ich küsse Ossia!

»... ICH SEHNE MICH, SEHNE, SEHNE...«

(Briefe aus Moskau nach Riga, wo Lilja Brik, unterwegs nach London, mehrere Monate auf ihr englisches Visum wartete. November 1921 – Januar 1922).

III

Liebes, süßes Füchselein!

Mich quält der Trübsinn.

Und wieder schreibst Du mir, zum Teufel, gar nichts. Lowka hat einen Brief von Dir bekommen, und ich nicht. Warum, Mieke?... Meine beiden letzten Wochen waren ausgesprochen wild: täglich brach ich nach Charkow auf und – bekam keinen Platz, oder keinen Zug, oder kein Billett, oder keine Order, oder sonst was. Wie Du siehst, ist es damit noch schwieriger als mit Dir. In Charkow wird das »Mysterium« aufgeführt. Fünfmal war mein Abend schon angekündigt, die Eintrittskarten ausverkauft, und ich komme nicht ums Verrecken hier heraus.

Was gibts im Verlag?

Gezeichnet habe ich in den letzten Tagen gar nichts – ich habe angefangen zu schreiben und wäre froh, in diesem Zustand zu verharren.

Ich liebe Dich sehr, mein Allerliebstes, und sehne mich sehr, sehr, sehr nach Dir. *Ich warte* auf Dich, mein Kätzchen. Ich streichle Dein weiches Fell. Schreib, Kindchen, schneller, denn länger kann ich es nicht mehr ertragen.

Ich küsse Dich 1 000 000 000 000 000 mal

Ganz Dein



IV

Liebes, Liebes Lililein!

Endlich kamen zwei Briefe von Dir an. Habe mich schrecklich gefreut!

Du kannst es Dir gar nicht vorstellen, wie mich Deine Briefe beglücken. Ich laufe siegesbewußt herum und schicke alle Bekannten zum Teufel. Ich lebe so: 1) ich sehne mich, sehne, sehne nach Dir; 2) ich schreibe, erst jetzt habe ich damit ernsthaft begonnen, es geht gleich besser; 3) ich spiele; 4) Rest. – Am Achten trete ich im »Politechnischen« auf – »Der Abend meiner Satire«. Und danach ebenda mit Ossia – »Das Fegefeuer der Dichter«. Ola dankt Dir schrecklich. Wir alle sind von Dir mit Wohltaten überhäuft, Du bist einfach rührend. Du bist ein herrlicher Mensch, Kätzchen. Ich liebe nur Dich. Ich bin Dein Wartender.

Ich küsse, küsse, küsse

Dein Kläff

Wie geht es Dir? Ich weiß nichts von Dir!



»ZEIG MIR DEIN LÄCHELN ...«

(Ein Brief von einer Straße Moskaus in die andere gesandt – Mitte Februar 1923 – als Majakowskij und Lilja Brik, infolge einiger Mißverständnisse, für zwei Monate auseinandergegangen waren. Die Empfängerin hatte die Grippe, die man damals »die Spanierin« nannte. Dem Brief fügte der Autor einige Manuskripte bei, darunter ein publizistisches Gedicht, geschrieben für die »Iswestija«).

V

Kätzchen,
ich küsse Dich und Deine Spanierin (genauer gesagt, den Spanier, denn Spanierinnen will ich keine küssen).

Ich schicke Dir ein paar Dummheiten von mir.

Zeig mir Dein Lächeln...

Ich schicke Dir sogar ein paar harte Sachen aus der »Iswestija«.
Vielleicht kicherst Du doch!

Ich küsse Dich, Dein



PARIS: »UNRUHE BIS ZU TRÄNEN«

(Zwei Briefe aus Paris nach Moskau, November-Dezember 1924. Ein Teil des zweiten Briefes betrifft die Schwierigkeiten mit der Herausgabe der Monatsschrift »Lef«, in welcher der Anfang des Gedichts Majakowskijs »Wladimir Iljitsch Lenin« erscheinen sollte. Die Nummer erschien erst nach Rückkehr Majakowskijs aus Paris).

VI

Teures-teures, liebes-liebes, geliebtes-geliebtes Lililein. Seit einer Woche bin ich bereits in Paris, aber geschrieben habe ich noch nichts, denn ich weiß nichts über mich – nach Kanada fahre ich nicht. Meine Aufenthaltsgenehmigung für Paris lautet vorläufig für zwei Wochen (ich bemühe mich um Verlängerung), und ob ich nach Mexiko fahren soll – weiß ich noch nicht, denn diese Reise, scheint mir, würde mir nichts geben. Ich versuche noch einmal mit Amerika in Kontakt zu kommen, wegen meiner Reise nach New York.

Wie ich inzwischen lebe – weiß ich selber nicht. Mein Grundgefühl ist die Unruhe, eine Unruhe bis zu Tränen und völlige Interessenlosigkeit allem gegenüber, was mich hier umgibt (Erschöpfung?)

Es zieht mich schrecklich nach Moskau. Wenn ich mich vor Dir und vor den Redaktionen nicht schämen würde, führe ich heute noch ab...

Niemand hatte mich auf dem Bahnhof in Paris erwartet, denn das

Telegramm war erst 10 Minuten vor der Ankunft des Zuges angekommen und ich habe selbst mit meinem Französisch Elsa suchen müssen. Ich habe in ihrem Hotel ein Zimmer genommen, denn es ist das billigste und sauberste Hotelchen, und ich spare und bin bemüht, so gut ich kann, nichts zu verschwenden.

Mit Elsa und Andreas haben wir uns sehr angefreundet, die Angelegenheit mit dem Pelz von Dir und mir ist erledigt, wir essen morgens und mittags zusammen...

Unter der Aufsicht von Andreas werde ich allmählich eingekleidet und habe schon Abdrücker von den vielen Anproben bekommen. Aber diese Beschäftigung begeistert mich nicht.

Den ersten Tag waren wir mit Deinen Aufträgen beschäftigt, wir haben für Dich das Kofferchen bestellt – ein herrliches Stück, und auch die Hüte eingekauft. Wir schicken alles, sobald der Schweinslederkoffer fertig ist. Die Parfüms habe ich abgeschickt; wenn sie unbeschadet ankommen, werde ich nach und nach davon schicken...

Es ist schrecklich schwer ohne Sprachkenntnisse!

Heute sah ich im Bois de Boulogne ein junges Rindvieh und habe darüber fast geweint.

Ich fürchte, hier als Provinzler berühmt zu werden, aber es gelüstet mich gar nicht herumzufahren, und es zieht mich zurück zu den Vorlesungen meiner Dichtereien.

Ich öde mich, öde, öde, öde ohne Dich.

Ohne Ossia ist es auch fatal. Ich liebe Euch schrecklich!

Jede ähnliche Intonation Elsas versetzt mich in einen melancholisch sentimentalen Lyrismus.

Habe wohl lange schon keine so farblosen Briefe geschrieben, aber erstens bin ich literarisch restlos leergemolken, und zweitens – fehlt mir jede Lebensfreude und Selbstsicherheit. Schreib, Sonnenschein.

Ich habe Elsa Deinen Brief geklaut (Du schreibst, daß Du Dich sehnst und sehnen wirst nach mir) und ihn in meinem Koffer verschlossen.

Ich werde Dir schreiben, auch telegraphieren (auch Du!), ich hoffe in diesen Tagen etwas fröhlicher zu werden. Dann werden es die Briefe ebenfalls.

Ich küsse Dich, Kindchen, küsse Du auch Ossia von mir, ganz Euer Wol.

Küsse Lowka, Kolka, Ksanusja, Malus und Lewin. Sie sind alle hundert Mal gescheiter als alle Picassos.

V. Majakovsky

Paris (nicht ich bin Paris!)

VII

Teures Lilchen.

Ich sehne mich schrecklich nach Dir.

Schreib, Lilja, mehr und telegraphiere wenigstens öfter.

Was ist denn das für Unsinn mit Lef? Ist die Nummer mit dem ersten Teil wenigstens heraus? Wenn nicht, dann geht es Dir doch bestimmt schlecht finanziell. Schreibe genauer. Was ist mit Lengis [– Leningradskoje Gosudarstwennoje Isdatelstwo – Leningrader Staatsverlag – K. D.] los? Wenn er kein Geld hat, dann schicke Du vorläufig keins an Elsa. Ich werde das schon irgendwie erledigen. Wo sind die Fragmente erschienen?

Wenn Lef es für nötig hält, komme ich sofort nach Moskau zurück, und fahre nicht nach Amerika.

Von mir selbst habe ich fast nichts zu schreiben. Die ganze Zeit habe ich gefaulenzt, jetzt fange ich wieder an etwas zu tun. Leider, wieder ziehts mich zu den Gedichten – Lyrik! Ich sitze in Paris, weil man mir binnen zwei Wochen eine Antwort in Sachen meines amerikanischen Visums versprochen hatte. Und wenn es abgelehnt werden sollte, dann fahre ich in gleicher Sekunde nach Moskau, anuliere meine Vorstüsse und stecke die Nase drei Jahre lang nirgendwo hinaus. Wie ich es schon satt habe, ohne Dich und ohne Euch alle zu sein – kann ich gar nicht beschreiben. Und dazu noch mit meinen ungewöhnlichen poetischen Bildern.

Ich langweile mich hier – ich kann ohne Arbeit nicht leben. Jetzt, nach der Ankunft unserer Landsleute, laufe ich hin und her und entlade meine Sowjetseele...

Was für Idiotinnen telephonieren Dir da von meinen Briefen? Gib auf ihre Namen acht und notiere sie. Ich hoffe, daß doch wenigstens niemand diesem Lügengeschwätz glaubt? Kannst Du Dir mich vorstellen, sitzend und Briefe an fremde Mädchen kratzend? Unsinn!...

Lilchen, beantworte mir diesen Brief, ich bitte Dich, so schnell wie

möglich, brieflich und telegraphisch. Sonst werde ich mir Hemdkragen Nr 41 bestellen müssen – während ich früher, als ich noch ruhig und fett war, 43 getragen habe! Ja sogar 44! Ich küsse Dich, mein einziger, lieber, geliebter Sonnenschein. Ich liebe Dich.

Dein (verzeih, daß ich Dir eine so veraltete Ware aufzwinge)

Lieb mich ein bißchen, Kindchen!

Kläff



»AUF DEN PFOTEN DAS RIESENROHR
MIT DEN MILBEN DER STERNE«...

(Ein Brief M.s von seiner Vorlesungsreise. Der Brief enthält eine Anspielung auf die letzte Zeile der »Wolke in Hosen«: »das Riesenrohr mit den Milben der Sterne«).

VIII

Meine innig geliebte Miezesin.

(Ich machte das aus Mieze und Füchsin).

Ich wohne im Augenblick in Baku, wo ich (wie auch unterwegs) viele interessante Dinge gesehen habe, wovon ich Dir eilig schreiben möchte.

Erstens ist von Krasnodar bis Baku mit uns im Coupé ein großer greiser Aff gefahren. Der Aff saß die ganze Zeit am Fenster und kaute. Bevor er fertiggekauht hatte, hielt er oft inne und blickte ernst und lang auf die Berge mit erstaunten, hoffnungslosen und traurigen Blicken, wie Lewin, wenn er verspielt...

Ich lebe lustig: so es sein soll – ich rezitiere den »Linken Marsch« und antworte fehlerfrei auf die Fragen, was ist Futurismus und wo sich im Augenblick David Burliuk befindet.

Glücklicher Ossia, er lebt ebenfalls ein volles, herrliches Leben: ich habe von seinem Auftritt im Haus der Verbände gelesen, auch von dem zornigen Artikel über das Filmplakat im »Sowjetkino«.

Küsse ihn sehr. In den Telegrammen küsse ich ihn nicht, denn Telegramme sind eilig, sie könnten auch nachts ankommen, und ich möchte ihn nicht in der Nacht mit meinen Dummheiten belästigen.

Am Dienstag oder Mittwoch früh fahre ich nach Tiflis und nach der Vorlesung so schnell wie möglich nach Moskau zurück. Ich habe es satt – dieses Riesendurcheinander. Die Organisatoren sind jung. Sie lassen zwischen den Auftritten große Pausen entstehen und bringen keinen einzigen Vortragsabend mit einer bequemen Zugverbindung in Einklang. Deshalb reise ich, anstelle in einem Pullman, das banale Riesenohr mit den Milben der Sterne auf den Pfoten. Ohne Milben wäre es bequemer, aber ich bin zu faul, sie herauszukämmen, noch weniger aus den 20 000 Exemplaren.

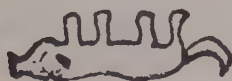
Hier ist Frühling. Auf den Straßen werden Mimosen verkauft. Man könnte ohne Mantel spazieren, aber dann wäre es kalt. Linkerhand befindet sich ein Gäßchen mit einem Friseurladen »Aelita«, überhaupt ist alles hier turkmenisch, aber es sieht schrecklich ausländisch aus, denn sie schreiben jetzt mit lateinischen Buchstaben: die Apotheke heißt in ihrer Sprache – »Aptiq«, und der Sonntag – Freitag. Rechterhand ist das Kaspische Meer, wo täglich die Wolga mündet, doch eigentlich kann sie nirgendwo münden, denn dieses Meer ist ein See und kennt keinen Ausweg aus seiner Lage.

Lieber Sonnenschein, es tut mir leid, daß Du Dich allein wegen der Wohnung plagen mußt, und ich beneide Dich, denn es ist eine interessante Plage.

Ich sehne mich sehr nach Dir, Allerliebstes. Jedermann braucht einen Menschen, den er sein eigen nennt, und für mich bist Du dieser Mensch. Wirklich.

Ich küsse Dich mit beiden Lippen, und zwar mit jeder von ihnen unendlich viele Mal.

Ganz Dein Kläff I.
(Aserbeidschanischer)



NIKOLAI GUMILJOW

WIE ein geharnischter Konquistador
Bedeck ich meinen Weg mit hellen Fährten.
Bald halt ich Rast in lusterfüllten Gärten,
Bald neig ich über Schlund und Schlucht mich vor.

Zum Himmel blick ich da und dort empor
Und seh den nebligen, den sternentleerten,
Und glaub an meinen Stern, den vielbegehrten,
Ich, der geharnischte Konquistador.

Und glückt es unserm Leben nicht, in heißen
Aufwallungen die Ketten zu zerreißen,
So rufe ich den Tod, gleich welchen, an,

Bis zur Entscheidung sich mit mir zu schlagen.
Vielleicht darf ich die blaue Lilie tragen
In meiner toten Hand als toter Mann.

NIKOLAI TICHONOW

Es folgen uns treu wie ergebne Diener
die Axt, das Seil, die Flinte und das Feuer.
In jedem Tropfen schlief die Kraft der Sintflut,
das kleinste Steinchen wuchs zu einem Berg,
und in dem Zweig, den unser Fuß zertrat,
bewegten sich die Arme schwarzer Wälder.

Der feiste Schwindel aß und trank mit uns.
Die Kirchenglocken dröhnten wie gewöhnlich.
Das Geld verlor den Wohlklang und die Schwere

und Kinder hatten keine Furcht vor Toten –
es war die Zeit, da wir zum ersten Male
die bitterschönen, harten Worte lernten.

JEWGENIJ ABROSIMOW

Blätter bebten über uns und blauten.
Sanft schlummerten Stadt und Scholle.
Mit welch zarten Lauten
Habe ich reden wollen!
Doch vor diesem dummen Gefühl, als ob
Es uns im Herzen bohrte,
Erschienen mir rauh und grob
Alle

Worte.

Der Wind ging durchs Blätterwerk des Blaus,
Aus der Tiefe dämmerte der Morgen.
Du sagtest:

»Wir müssen nach Haus,
Morgen früh
unsre Arbeit
besorgen.«
Und nahtest deine Lippen den meinen,
Und dann,
als ich ging, leicht und schwer,
Flog ein Duft, wollte mir scheinen,
Lange noch
hinter mir her.
Die Welt im blauen Licht
War herrliche,
große Natur...
Schwieg ich auch,
ich konnte es nicht,
Wärs für eine Minute nur...

Die Zeche war so sonntäglich, blau,
Die Maschinen im Sonnenkleid.
Alle Leute
 eine fröhliche Schau,
Verliebt
 und
 voll Zärtlichkeit.
Alle Arbeit mußte wohlgeraten,
Ich lachte zu mir vor Entzücken.
Ich fühlte
 deinen Atem
Auf meinem
 Rücken.

ALEKSEJ LEBJEDEW

Es träumte mir des Windes sorgenvoller Schrei,
Kanonenstahl, der Juli, drückend schwül,
Und noch dazu die breite Unendlichkeit,
Das rauschende Meer über mir.

Es träumten mir Waffenfeuer und -lärm,
Der Schaum einer Welle, die kommt,
Und der Landeswimpel, hoch wie ein Stern,
Flatternd am Horizont.

Und es träumte mir noch ein Kamerad,
Eine rauchende Hülse, die kupfern klirrt, –
Soldaten mit Kimme und Korn parat
Und ich, der ihnen sagt, wie man stirbt.

*Und die blauen Hämmer des Geistes
Und die Flöten der Engel
Schollen um den entzündeten Himmel*

Iwan Goll

GESICHT in Gläsern, die auf dem schmalen Bord hinter der Theke standen, sein Gesicht, das ihn sah. Er war dann immer der letzte Gast. Rotstoppelbärtig, im abgesackten Mundwinkel eine Zigarette, wenn das Mädchen hinter der Theke ihn immer lange ansah, ohne daß er es merkte. Er wußte nicht einmal ihren Namen. Er reichte ihr eine Zigarette hinüber, die sie immer in hastigen Zügen rauchte. Und draußen wehte der Wind, und der Schnee war manchmal fast grün, und von Mai bis Oktober gab es Betrunkene auf den Straßen, die kamen dunkel heran, sie gingen ein Stück mit ihm, eine Straße hinauf, über Plätze in vielen Städten und klopfen ihm auf die Schulter, bevor sie wieder fortgingen in die Nacht.

Aber das reichte nicht aus, die Tage waren dann weiter gespannt, ebenen rasch durchmeßbar, die Ferne aber setzte sich fort, ein Wechsel von Flüchtigkeiten, Anstieg und plötzlicher Tiefe, Schweben, Gehaltenwerden, lautlos versammelter Nähe, zersplittert, neu kombiniert, Silhouetten gedrängt, um eine Ecke, da, vieles auf einmal, vieles an sich, Kompaktes, Variationen. – Am Abend sah er dann die große Patze seiner Wirtin behutsam einen toten Vogel über die Schneewehe vor dem Haus tragen, freundete sich mit Bebo Finkensang an oder hob einen bläulich schimmernden Stein auf, roch an der Fliederdolde, die ein kleines Mädchen ihm unter die Nase hielt, oder gab dem stotternden Lehrer, der ihn fragte, weshalb er nicht in der Schule gewesen war, Anlaß zu neuen Klagen. Das Mädchen hinter der Theke rauchte in hastigen Zügen die Zigarette, die ihr der schweigsame Wodka-Trinker übergereicht hatte.

Und manchmal, nein, immer, immerzu an die Zeit denken als an eine Erde mählich fernwerdender Schreie. Die Tage fraßen den Vorsprung der Nacht, um etwas die Zeit in den exakten Rhythmus des Unnenn-

baren zerrend, vor dem er so schwer war, so festgehalten von Einzelheiten, die, während er sie bedachte, von diesem Rhythmus erfaßt und im Versagen all der Worte, die er sich immer ferner flüstern hörte, begraben wurden.

Eines Morgens, – im Geriesel ihrer Bewegungen saßen kleine Vögel auf den Drähten, die am geöffneten Fenster vorbeiglitten –, an einem Sommermorgen stand er in seinem Zimmer, in dem noch kühlen Zimmer, allein, mit ein paar Gedanken, gewiegt von ihnen, weichen Gedanken mit viel Wärme und Zärtlichkeit für ein paar scheue Dinge von ganz am Anfang, Gedanken an Steine, runde, sehr weiß, der Weg war voll davon, an dessen Ende das Haus stand, wo niemand wohnte, nur Fledermäuse, die waren niemand, Aber flogen doch, fraßen, hatten auch ihre Laute, Freilich, sie flogen, hatten auch ihre Laute und mußten leben, aber was war ihre Sehnsucht, was war ihr Lied, Und hatten doch ihre Bahnen, wußten doch immer wohin, Wohin, das ... meinten sie nicht, wohl aber daß die Ziele unerreichbar bleiben, solange es einen Kreis, ein paar Ellipsen und Kugeln von ihnen gibt, solange einer noch Wege einschlägt, anstatt auf der Stelle zu treten, sich aufmacht, anstatt sich finden zu lassen, während es oben regnet, vom Wind gedrängt wird, wenn eine Wiese da ist mit hohem Gras, fortgeht, winkt, hellen Tücher, sich langsam mit Würmern füllt, bleichen langen, sehr sanften es gäbe dann alles wie immer, oben den Wind im Gras, diesen, und jenen dann, oder Hunger für Barrikaden, Gäbe es, ja, aber etwas Leichtes, in dem alles sich mitmacht, alles, Gebete, und Pockys Narben wenn sie aufbrechen, jeden Winter, und Messer im Ziel, und ein Schwarzer, wenn sie ihn ganz langsam hochziehen, ganz langsam, weil er so dick ist, und damit ihn auch die, die ein wenig abseits stehn, sehen können, und Tage, Gewichte, Farben, ja, etwas sehr, sehr Leichtes, an einen bestimmten Rhythmus Verlorenes, das noch schläft –, eines Morgens, an einem Sommermorgen, an diesem Morgen, der ein Meer weiter die Nacht war, die warme Nacht mit der Stunde, dem rasenden Augenblick, als der große alte Fighter die Hand zur Aufgabe hob, dieser Morgen, an dessen südlichem Ende ein Neugeborenes die Stimme des großen Diktators zum erstenmal in die Welt schrie, dieser Morgen von Vielem, das ihn bewegte, schnell, in eine Kurve, gewissermaßen im Kreis, vorüber an Häusern voll alter Geschichten, neuer Geschichten, die sich allmählich füllten, jetzt, an diesem Morgen hatte er bald

ie letzten Häuser der kleinen Stadt erreicht und schlug einen schmalen Feldweg ein, der über Berge führte.

An Drähten vorüber. Zikaden. Der Himmel schnellte nach oben. Rechts lag ein Tal, an der Bergseite fingen glanzlose Drähte den Weg ab. Zikaden, er lief durch ein Meer. Die Straße, die er dann überquerte, begann erst in der Mitte unter seinen Füßen zu knirschen, am Rand erstickte die hoch angewirbelte Staubschicht jeden Ton. Aber weiter! Hügel. Zikaden. In dürrer Geäst schlief die Sonne, erschrak, dann stieg sie empor, weiß, mit endlosen Flügeln. Die Zikaden verstummten.

An den näheren Hügeln schlug der kalkige Weg wie Gischt hoch, von fernem kam er zurückgeflossen, dünn, ein paar Fransen Schimmer. Mittag; ohne Geruch. Als der Weg, nicht allzu fern, einen Hügel erklommen hatte, stand dort oben ein Haus, Bäume daneben, zwei, dann lagen die Augen in einem großen, buntwühlenden Feuer.

Das zerrte die Augen nach innen, spielte auf riesigen Orgeln, warf sich herum, stand reglos, huschte weich auseinander, spiegelte sich, brach entzwei: links ein ovaler Tümpel, Binsen, dazwischen der stiere Blick fauligen Wassers, rechts standen –

Rotstoppelbärtig, jung, aber viele Strahlen vom Mund weg, rotes Hemd, verwaschene blaue Hose, ohne Gürtel getragen, alles billiges Zeug – man sollte vielleicht die Polente –? Er hatte die junge Frau, die nun schon eine Weile aus schmalen Augen beobachtete, nicht bemerkt. Er fuhr zusammen, als er die Stimme hörte.

Rechts standen drei kleine Häuser. Er sagte: »Nein, ich gehöre nicht zu denen.«

Ihre Stimme klang heiser –

»Bestimmt nicht«, sagte er.

DER kleine Föhnwind war schon früh auf den Beinen. Sandomir verneigte sich in alle vier Himmelsrichtungen: Sei bedankt, Siebenäugiger Ama, durch deinen Wegelagerer sei bedankt für den kleinen Föhnwind, deine Sieben Mündler sind der kleine Föhnwind. Doch bei aller Verehrung, mein Freundlicher, muß ich dich in dieser frühen Stunde um einen ganz speziellen Dienst bitten: du weißt, ich will dieses Altersheim verlassen, ich fürchte, es geht nicht ohne Bravour. Deshalb verhülle bitte während der nächsten Viertelstunde dein Siebenäugiges Haupt und lächle nachsichtig über den groben Auftritt, den ich nun im Zimmer des Hausverwalters vor dem Zaun brechen werde. Sei bedankt, großer Name.

Der zugeschnürte Koffer wog wenig in Sandomirs rechter Hand. In der linken hielt er den abgewetzten Hut, den Doppelgänger eines Südwesters. Er schwenkte ihn durchs Zimmer, rümpfte die Nase und sagte: Hm, nun ja, Stuhl, Tisch, Bett – lebt wohl und verträgt euch gut mit den Holzwürmern!

Im Treppenhaus saß der neunzigjährige Direktor eines Kleinstadtzoos, Sandomirs Nachbar, ein Frühaufsteher mit gut gebürsteten Augenbrauen, nachdenklicher Miene und holländischer Tonpfeife in kurzen Händen. Wenn dieser Mann sprach, zitterte das lange Pfeifenmundstück wie der Stab eines Zauberers. Er sprach:

Was geschieht, Sandomir, wohin in aller Frühe?

Ich besuche den Knaben Ti. Sie kennen ihn, wenn ich nicht irre.

Der Neunzigjährige drehte die Tonpfeife um und deutete auf Sandomirs Koffer.

Sie bleiben also doch etwas länger aus. Schade, man hat sich gut verstanden in letzter Zeit. Meinetwegen, versuchen Sie's nochmal da draußen, ich finde nichts mehr daran, die Welt ist nicht mehr das, was sie früher mal war. Das sehen Sie auch an den Löwen, die Löwen sind auch nicht mehr das, was sie früher mal waren. Kullulu, hab ich früher gerufen und die Löwen angelockt, Kullulu wirkte früher ganz prompt, heute nehmen die Biester keine Notiz davon. Adieu!

Adieu, sagte Sandomir.

Der Alte hatte die Augen geschlossen, er blies den Rauch schnell vor sich hin, es war eine auf- und niederwallende Wand, Sandomir tauchte langsam in sie ein, jetzt blickte der Alte ihm nach, aber er sah nur noch den flüchtigen Umriss einer Gestalt im Rauch versinken.

2

Ah, machte der Hausverwalter und trällerte: Siehstewohl! da kimmmta, lange Schritte nimmmta! Wir sind so gut rasiert, wir haben so scheele Augen – ja, das Gewissen plagt uns wohl?

Ich muß einen Besuch machen, antwortete Sandomir.

Er biß sich auf die Zunge: Großer Ama, ich hätte ihn anranzen sollen, jetzt redet er mich nieder. Wie er schon dasteht, beide Arme in die Hüften gestützt, die Knollennase hängt schwer vornüber, die mürrischen Augen ziehen mir die Jacke aus, die X-Beine versperren mir den Weg, die Pantoffeln schauen mich vorwurfsvoll an – da beginnt er schon wieder!

Besuche machen, ham wir gern, ham wir gern. Verstehe, die Luft kitzelt uns wach, die Luft läßt sich saufen, verstehe ja alles, aber wennde denkst du hasten, springta aussen Kasten, wennde denkst der Sandomir wird sein neues Amt als Heimtischler ernst nehmen, dann erscheint er mit Koffer und Hut, und wir wissen solche Zeichen zu deuten.

Ich kann nichts dafür, Herr Verwalter, daß mir in diesem Haus nur Särge einfallen! Und das ewige wütende Glockengebimmel dreimal am Tag, das klopft und schlägt auf die Bretter, das donnert mich an: Mach keine Stühle, keine Tische, mach Särge! Ich muß fort, Herr Verwalter...

Sandomir schnitt eine Grimasse und dachte: Wie wirkt das? Es wirkte außerordentlich: der Hausverwalter nestelte an den Hosenträgern, sein Kopf tanzte hin und her, der Kopf war gar nicht zu beruhigen, der Mund öffnete sich, es ging alles sehr schnell, er prustete ein Gelächter, einen Sprühregen in Sandomirs Gesicht, der Kehlkopf hüpfte wild auf und ab, der Flur dröhnte, am Treppenabsatz zur ersten Etage sammelten sich verschlafene Gesichter und starrten fas-

sungslos auf den Brüllenden, dessen kollerndes Gelächter sich immer mehr an sich selbst entzündete. Plötzlich aber, als der ehemalige Zoodirektor vom Treppenabsatz herunterrief: Wunderbar, Herr Verwalter, das macht Ihnen keine Hyäne nach! – plötzlich verstummte der Mann, nestelte wieder an seinen Hosenträgern, wischte sich das Schweiß von der Stirn und sagte schwer atmend: Sie können gehen. Ihre Grimasse hat mir untrüglich verraten, daß Sie nicht alle auf dem Senkel haben. Also los, zwitschern Sie ab, besuchen Sie bitte, wen Sie wollen, uns jedenfalls nicht mehr!

Vom Turm der Kapelle rollte das Frühgeläut. Sandomir sprang auf die Straße hinaus und lief in entgegengesetzter Richtung der Kapelle davon.

3

Nun war es Vormittag, die Kinder malten Gesichter und Männlein auf die Löschblätter, die Lehrerin wiederholte zum fünften Mal: Oh mit euch nimmt es kein gutes Ende, ihr seid alle sehr faul, ihr solltet euch ein Beispiel nehmen an den fleißigen Ameisen! – der kleine Föhnwind spielte auf dem Schulhof mit dem weggeworfenen Stullenpapier, er fegte es vor Sandomirs Füße, Sandomir dankte ihm.

Drinne im Schulgebäude saß die Schläfrigkeit gleich hinter dem Eingangstür und wedelte ein so abgestandenes Gähnen über Sandomir hin, daß er am liebsten sofort umgekehrt wäre, hätte er dem Knaben Ti nicht versprochen, heute vormittag zu kommen. Von allen Decken hingen riesige, trockne Schwämme und dicke Balken Kreide herab, Sandomirs Schritte machten Palaver, die Türen der Lehrmittelschränke öffneten sich, die ausgestopften Eulen, Habichte und Pardiesvögel blinzelten müd auf eine große Uhr, sie schüttelten den Staub aus ihrem Gefieder, wetzten die Schnäbel ein bißchen an der Erscheinung des Fremdlings und kehrten wieder in ihre Reglosigkeit zurück.

Von einem Altersheim ins andre, flüsterte Sandomir.

Er nahm seinen Kompaß, ließ die Nadel ausschwingen und fand den Weg hinauf ins dritte Stockwerk, wo die Mädchen- und Jungensklasse im Kopfrechnen geprüft wurde. Er bückte sich ans Schlüsselloch, die Mädchen standen zwischen den Bänken, er hörte den Singsang:

Na die U
Na die weiß auch nich
Na die Nu
A die weiß auch nich
Na die Mu
Ha die weiß auch nich
Na die Lu
Ja die weiß auch nich

Wie verabredet, ahmte er dreimal das Husten eines bekannten Lehrers nach. Im Klassenraum wurde gekichert, die Lehrerin sagte ärgerlich: Was habt ihr denn, das war unser Herr Professor Briedensam, ihr wißt das doch, warum seid ihr auf einmal so rapplig, was will denn der Ti? Wie bitte? Soso, na gut, aber gleich wiederkommen, und wir machen jetzt weiter, Hildegard, wieviel Kilometer hat ein Radfahrer zurückgelegt, wenn er von Wimmershausen nach... Wimmers... Wimmer... wie?

4

Sandomir hüpfte den Gang entlang, Ti folgte ihm. Unten am Ausgang kam ihnen der Föhnwind entgegen, er bauchte die Haare des Knaben Ti und steckte ihm einen Reisigzweig ins Knopfloch der Jacke. Das Hölzchen war leicht wie eine Feder und erlaubte seinem Besitzer federleichte Sprünge über alle Bosheiten, die an jeder Straßenecke in großen Haufen herumlagen.

Hopskäse! rief ein breitschultriger Mann, der finsternen Gesichts des Weges kam. Er wandte sich an Sandomir: Mein Herr, wenn ich so was wie diesen lustigen Jungen sehe, dann wird mir ganz elend zumut. Es ist ein Jammer, sage ich Ihnen.

Kennen wir uns nicht? fragte Sandomir.

Ja, vielleicht vom Rummel. Ich bin Preisboxer, ich muß nachher noch allerhand Leute aus dem Anzug stoßen.

Wenn es nicht zu teuer ist, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung...

Vielen Dank, mein Herr, es ist lieb von Ihnen. Sagen wir, Sie zahlen sechs Schnäpse.

Sandomir zählte sein Geld nach und willigte ein. Ti setzte sich auf den Koffer, seine übermütigen Augen wurden sehr still, er steckte den Finger in den Mund, der Preisboxer verabfolgte Sandomir einen mittleren Schlag, Sandomir taumelte, der Boxer fing ihn auf, er hielt ihn wie ein verunglücktes Kind, Sandomir kam bald wieder zu sich, der Boxer gab ihn frei.

Es war der sogenannte Fliegenrüssel – wir wenden ihn unter Berufskollegen an, um uns zu necken.

Ich kannte ihn nicht, sagte Sandomir, jetzt wollen wir uns erfrischen.

Der Preisboxer gab den beiden je eine schwere breite Hand, sie gingen artig neben ihm her, und der Boxer begann leise zu singen.

5

Durch die Kneipe walzte ein dicker Ober, die Bierhähne krächten unaufhörlich, der Ober war der einzige, der sie andauernd krähen hörte, sie spielten mit ihm Fangeball, draußen war Markttag, die Kuttscher hatten geladen, hatten Durst, der Preisboxer blieb gleich an der Theke, Sandomir und Ti setzten sich an einen Tisch, an dem zwei kartenschlagende Männer saßen.

Was soll's denn sein? fragte der Ober.

Der Herr kann für uns zwei Bier bestell'n, sagte einer der Männer. Sind Sie einverstanden? grinste der Ober.

Ja, nickte Sandomir, bringen Sie außerdem für jeden Herrn eine Schachtel Zigaretten, für den Jungen ein Zitronenwasser, für den Herrn an der Theke sechs Schnäpse, für mich einen doppelten.

Der Ober schwenkte durch den Tabaksqualm, das Tablett schliderte auf den Tisch, die Männer prosteten Sandomir zu und steckten sich Zigaretten an.

Du bist also der Neue, sagte der eine.

Der Neue?

Verstell dich nicht, wir sehn's dir an. Schließlich war ja ausgemacht, daß der Neue zwei Schachteln Zigaretten spendieren wird, daran haben wir dich erkannt. Nur mit dem Jungen haben wir nicht gerechnet, aber das ist vielleicht deine besondere Marotte.

Sie schüttelten ihm und Ti herzlich die Hand. Beide rückten dicht an Sandomir heran.

Ist dir schon was eingefall'n? Wie soll'n wir uns nun verhalten?

Sandomir bemühte sich um eine nachdenkliche Miene.

Wir müssen abwarten, sagte er.

Hm, das hat uns auch dein Vorgänger geraten, aber weil ihm nichts besseres eingefallen ist, haben wir ihn ausgebootet.

Ich weiß, lachte Sandomir, ich wollte euch auch nur auf die Probe stellen.

Sie johlten und versetzten sich gegenseitig Püffe. Ti mußte eine Portion Eiskrem essen. Der Ober servierte die nächsten Runden. Nach der zehnten sprach Sandomir: Wir gehn jetzt, morgen geb ich euch einen todsicheren Tip.

Während er sich erhob, stürzte ein vierschrötiger Mensch in äußerster Erregung an den Tisch heran und beugte sich über Tis Schulter zu den beiden Männern: Ich bin der Neue, ich hab mich verspätet, wo ist der Ober, er soll euch sofort zwei Schachteln Zigaretten bringen!

Die Männer langten über den Tisch nach Sandomir, sie hatten so große Augen, daß schon die Augen genügten, um Sandomir und Ti erstarren zu lassen, aber die Augen wurden zusehends schüchtern, die ausgestreckten, verkrampften Hände lagen plötzlich schlaff auf der Tischplatte, Sandomir drehte sich um, hinter ihm stand der Preisboxer mit angewinkelten Armen, er hatte die Jackenärmel aufgekrepelt und ließ die Muskeln spielen.

Kein Heckmeck, sagte er weinerlich, sonst komme ich in Fahrt! Es ist ein Jammer, es ist ein Jammer, daß ich so unwiderruflich entschlossen bin, jeden Herrn, der meine Freunde nicht passieren läßt, sofort in die Krawatte zu nehmen.

Sie durften passieren. Sandomir zahlte, der Boxer begleitete sie hinaus, er winkte noch lange mit schweren breiten Händen.

6

Wohin gehen sie nun, wohin führt Sandomir den Knaben Ti, wohin werden sie vom kleinen Föhnwind geführt? Sandomir möchte

jetzt ein wenig schlafen, die Schnäpse und das Bier sind zwar gute Gepäckträger, der Koffer wiegt nun gar nichts mehr, aber es wäre doch zu empfehlen, sich ein bißchen hinzulegen. Man torkelt also hinaus bis an den Rand dieser Stadt, legt sich auf die Böschung des Bahndammes während Ti mit den Fingerspitzen auf die Schienen klopft und ein Schlaflied singt:

Kist kist
tumpi tumpi
leima leima
lei

Sandomir sieht sich auf einer Schaukel sitzen, die Schaukel wird von der leichten Mittagsluft bewegt, er wohnt in der Stille. Hier gibt es Zurufe freundlicher Menschen, er weiß, daß er lächelt. Die Schaukel trägt ihn vor und zurück durch einen grasgrünen Raum, vor und zurück über ein wiesenähnliches Feld, er hört nicht den näherkommenden Zug, das schütternde Geräusch der Räder, und auch der Knabe Ti bleibt versunken in den eigenen Gesang, er spielt auf der Schiene wie auf einem Klavier, er hebt die Finger, da ist die Lokomotive schon vorbei, die spielenden Finger sind jetzt ein Bremssschuh für die nachfolgenden Wagen, die koppeln sich ab von der Lokomotive, der erste springt aus dem Gleis, zerzt die anderen mit sich die gegenüberliegende Böschung herab, Ti erkennt deutlich die kippenden Wagen, beladen mit Kanonen und Panzerfahrzeugen, die Rohre schlagen vor dem Himmel aneinander, die Rohre, Räder und Kettenraupen stürzen rücklings gegen den Horizont, die Fahrt ist vorüber, hier war ein Prellbock, – Ti nimmt die Finger an den Mund, pustet, den Fingern ist nichts passiert, er steht hoch auf dem Bahndamm und findet unter sich einen Schrottplatz.

Sandomir hat nun doch nicht schlafen können, soeben ist ein furchtbarer Lärm über ihn hergefallen. Nun sitzt er mit Ti vor dem lang hingestreckten Berg aus Eisen und Stahl, nun sagt er: Nichts Besonderes! Alles nur Inventar aus dem Altersheim der Welt.

Dann wird es Nachmittag, die Dämmerung geistert bald um den Eisenberg, drei Männer kommen über den Bahndamm, die Gesichter schwarz von Kohlenruß.

Wir haben die Lokomotive abgestellt, ruft der erste, wir können

nicht mehr zurück, niemand glaubt uns, wenn wir berichten, was hier geschehen ist. Unbegreiflich, wir waren die einzigen auf diesem Zug und sind heil ausgegangen.

Wenn ihr mitkommt, sagt Sandomir, werde ich für euch Tische und Stühle machen.

7

Sie erreichten bei Sonnenuntergang jene entlegene Ortschaft, die von zwei Männern bewacht wird, deren Alter nicht zu bestimmen ist. Die Wächter saßen selbstvergessen am Ortseingang, einer von ihnen füllte Sand in eine Holzschale und reichte sie dem anderen, der den Sand langsam aus der Schale rinnen ließ, bis sie leer war.

Wohin wollt ihr? wurde Sandomir gefragt.

Ich will diesen drei Männern, die eine Lokomotive gesteuert haben, Tische und Stühle bauen. Es ist mein Beruf.

Gut, wir wissen. Wir grüßen den Knaben Ti, wir grüßen dich, Sandomir, wir grüßen die Männer von der Lokomotive.

Die Schale war wieder mit Sand gefüllt. Sie wurde dem Knaben Ti gereicht. Er ließ den Sand langsam aus der Schale rinnen, bis sie leer war.

Seid willkommen, sagten die Wächter, geht jetzt.

Nach sechs Nächten, sechs Tagen war Sandomir mit seiner Arbeit fertig: die Männer von der Lokomotive hatten ein Dach, Tische und Stühle. Als der Mond am Abend zur siebten Nacht seine verstopfte Tabakspfeife an der Dunkelheit ausklopfte und die Funken wie Sterne am Himmel hängenblieben, machten Sandomir und Ti einen Kobolzsprung über den lautlosen Horizont – ein Kunststückchen von besonderer Güte, das sich sehen lassen kann.

FRITZ SCHÄFER · GEDICHTE
MALE DIE RUMFLASCHE AB

MALE die Rumflasche ab
und zeig deinem Kinde Jamaika, das weiße Segelschiff
mit den goldenen Masten.

Meine Töchter möchten Matrosen auf einem Rum-Segler sein
und zu den Negern segeln
und selber Neger werden
und goldene Lasten tragen im Haar.

Hört, wie der Korken singt an der Rum-Flasche:
der Schrei des Albatros
unter dem blauen Himmel von Jamaika,
unter den goldenen Sternen der Rum-Flasche, 78 Prozent.

Und der Albatros kreist über dem Segelschiff
und der Rum segelt durchs Blut –
seliger Don Christobal!

Wenn eure Sünden rot sind wie Paprikaschoten,
der Kapitän macht sie weiß
wie die Zähne der Indios
auf Jamaika!

Kinder, Kinder! Blut aus dem sterbenden Gott
tropft wie Regen aufs Meer,
auf alle Inseln der Erde:
Patmos – Santiago – Jamaika.

MIT der heiligen Eucharistie ging er schlafen
und mit ihr wachte er auf.

Aber mit seiner Hitlerjugenduniform

wär er am liebsten

nie mehr schlafen gegangen.

Und da er schon lesen konnte,

las er seiner Mutter aus dem Kirchenblatt

den »Gemeinsamen Hirtenbrief der Oberhirten

der Diözesen Deutschlands« vor.

Darin stand unter dem Datum des 9. 6. 1933 :

»Wir deutschen Bischöfe sind weit davon entfernt,

dieses nationale Erwachen zu unterschätzen

oder gar zu verhindern.«

Fortan bemühte sich seine Mutter,

sein nationales Erwachen

nicht mehr zu verhindern.

Doch dreißig Jahre haben ihn gelehrt,

daß die Heiterkeit

in der Interpretation pathetischer Texte

nicht zu kurz kommen darf.

Also zum Spaß

zitiert er seinen Kindern aus dem Lexikon

(neueste Ausgabe, Band 8, Spalte 1254):

»Strontium ist ein silberhelles Metall,

das an der Luft sofort anläuft;

technisch wird es nicht genutzt.«

Also liest er

und erzählt seinen Kindern

die wahre Geschichte von den sieben Moraltheologen,

die der böse Wolf doch noch erwischte,

weil er sich für ihr liebes Mütterlein

ausgegeben hatte.

KOMM!

Leih dir die Flügel der Eule,
sei leis, wenn du zu mir fliegst.
Komm mit dem sinkenden Tag.

Wenn die Winde sich schließt,
kam die Stunde, das Sterben
zu üben.

Von nun an verkürze dein Tun,
würze die Speisen nicht mehr,
im Herd laß die Asche
erkalten.

Fürchte nichts, frag nichts.
Sieh, wie der Schatten der Angst
am Wink eines Handschuhs erlischt.

Löse im Nacken das Band.
Frag nichts.
Im Haus des Gedichts
sind die Riegel intakt.

MEINE Herren von der Ortskrankenkasse, Sie fordern mich auf zu erklären, was es in Wahrheit mit meinem Leiden auf sich hatte, Sie wünschen, daß ich entschieden allen Gerüchten entgegenetrete, die über mich im Umlauf sind, Sie erwarten von mir, daß ich mich rechtfertige, obwohl Ihnen doch bekannt ist, daß ich nicht über die kurzen Beine einer Lüge strauchelte, sondern an kalten Füßen zu schleppen hatte; wenn ich Ihrer Aufforderung trotzdem nicht ungern nachkomme, dann deshalb, weil ich die genauen, aber falschen Vorstellungen über meine kalten Füße fürchten lernte; sie zurechtzurücken liegt auch in meinem Interesse. Expecten Sie jedoch nicht, meine Herren, daß ich mich kurz fasse. Sie müssen sich schon die Mühe machen, mir im Geist durch alle Stationen meines Weges zu folgen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie schließlich, wie ich, mit kalten Füßen dastehen.

I.

Ich beginne mit einigen Angaben zu meiner Person.

Ich war von Natur aus gesund. Als Kind hatte ich die Masern, Ziegenpeter, ein wenig Gelbsucht, Grippe, ich wurde nach den Vorschriften geimpft, durchleuchtet und dem Zahnarzt vorgeführt – kurz, die üblichen Kinderkrankheiten, die Sie aus Ihrer täglichen Praxis besser kennen als ich. Im Krieg wurde ich mehrmals verwundet, nicht auf Ihre Kosten, meine Herren; mein Kopf, darauf möchte ich hinweisen, blieb heil, denn ich steckte ihn immer rechtzeitig in den Sand. Während meiner Arbeitsverhältnisse zahlte ich die gesetzlich vorgeschriebenen Beiträge an Ihre Kasse; ich hatte auch einige Beschwerden, je nach der Jahreszeit, Husten, Heiserkeit, einen Furunkel am Hals, die Krailinger Beiße. Zugegeben, viel war das nicht, und im großen und ganzen hatten die Ärzte keine Freude an mir, aber ich entrichtete meine Beiträge trotzdem gewissenhaft und pünktlich, Jahr für Jahr, ohne den geringsten Versuch, die Kasse zu täuschen, ohne mein Einkommen zu verschleiern oder ein Gebrechen vorzuschützen, dessen ich mich nicht rühmen konnte.

Meine Füße, und das bitte ich zu berücksichtigen, waren während all dieser Jahre kerngesund – trotz aller Belastungen, trotz der Parade-märsche, der Sturmangriffe, der Unsummen an Fersengeld, die ich zahlen mußte, trotz des Barfußlaufens, des Schlangestehens, trotz aller Fußangeln, Kratzfüße und Fußfälle und obwohl ich mich oft genug auf die Zehenspitzen stellte, um Zeuge eines bedeutenden Ereignisses zu sein.

2.

Die erste Kälte spürte ich im Frühling dieses Jahres, und zwar am 9. Mai, ein Samstag; an jenem Tag besuchte mich mein Onkel Bruno.

Im vertrauten Kreise meiner Familie, auf die ich hier nicht eingehen möchte, wird Onkel Bruno der »Luftschutzonkel« genannt, ein wenig scherzhaft vielleicht, aber nicht ohne Respekt für sein wichtiges und hohes Ehrenamt. Man weiß nie, und darüber ist sich meine Familie einig, ob wir uns eines Tages nicht wieder Sand beschaffen müssen, die Säcke dazu, Funkenpatschen, Spritzen und Feuerleitern, und nicht nur aus diesem Grunde stellen wir uns gut mit Onkel Bruno, der ein reizender älterer Herr ist. Im ganzen wirkt er etwas verschrumpelt und ausgetrocknet, eine Folge der zahllosen Feuersbrünste, die er bekämpfte. Ihre Hitze ist ihm unvergeßlich. Er schwitzt intensiv, zur Überraschung aller, die ihn zum ersten Mal sehen und nicht erwarten, daß eine dermaßen ausgedörrte Haut noch Feuchtigkeit absondern könne; bei allen Gelegenheiten, zu jeder Stunde rinnt oder tropft es irgendwo an ihm herab. An den Händen, die er sich beim Löschen verbrannte, trägt er immer Handschuhe aus weißem Glacéleder, das grau aussieht und auf dem eine Salzkruste funkelt, vom Schweiß, den er sich mit den Handschuhen aus dem Gesicht zu wischen pflegt. Nach dem Ende des letzten Krieges war er einige Jahre ohne nennenswerte Beschäftigungen; heute sorgt Onkel Bruno wieder für den Luftschutz seiner Heimatstadt, er hält Vorträge darüber und besucht Tagungen, deren Thema der Luftschutz ist. Eine davon, die, wie Sie wissen, meine Herren, im Mai in unsere Stadt einberufen wurde, führte ihn auch zu mir.

Ich freue mich jedesmal, wenn Onkel Bruno mich besucht. Ich helfe ihm dann im Flur aus dem Mantel, ich nehme ihm Hut, Schirm und seine gewichtige Aktentasche ab, die, und davon sind in meiner Familie eigentlich alle überzeugt, voll der bedeutendsten Unterlagen und ge-

heimer Pläne steckt; ich decke uns einen gemütlichen Tisch und brühe Tee auf, keinen Kaffee, denn Onkel Bruno muß sein Herz schonen, kein Wunder bei seinem Alter und seiner heißen Vergangenheit; ich drehe das Radio an, wir strecken die Beine, bis sich die Fußspitzen unter dem Tisch berühren, und plaudern miteinander. Diesmal wollte mir Onkel Bruno seine Aktentasche nicht anvertrauen. Er nahm sie mit ins Zimmer, er behielt sie in der Hand, als er sich setzte; während ich hin- und herlief, um den Tisch zu decken, öffnete er sie und holte eine Konfektschachtel aus Blech heraus, die er auf den Tisch legte.

Ich bin es nicht gewohnt, daß mir Onkel Bruno Geschenke macht – nicht, daß er geizig wäre, aber ein Ehrenamt wird, wenn überhaupt, schlecht bezahlt, und das wissen wir alle; niemand in meiner Familie erwartet von Onkel Bruno Geschenke. Deshalb sagte ich: »Aber Onkel Bruno! Du beschämst mich!«

Onkel Bruno sah mich erstaunt an und murmelte: »Ich hatte nicht die Absicht, dir die Schachtel zu schenken... Wenn du jedoch etwas Salat im Haus hast...?«

»Salat?«, wiederholte ich. »Gewiß, Onkel Bruno. Im Kühlschrank liegt noch ein ganzer Kopf.«

»Vielleicht kannst du ihn holen...«, sagte Onkel Bruno.

Als ich aus der Küche zurückkehrte, hatte er den Deckel der Schachtel aufgeklappt und beugte den Kopf darüber. Seine Lippen formten Laute wie »ba ba ba« und »bi bi«; mit einem grauen Zeigefinger pochte er zart an die Wand der Schachtel, die einen bitter-fauligen Geruch ausströmte. Ihr Boden war mit rosa Toilettenpapier gepolstert, darauf saß ein Käfer, das Maul wie zum Kuß gespitzt, gerade so, als könne ein Käfer küssen oder als habe er wenigstens die Absicht, es zu versuchen; mit mahlenden Kiefern schleckte er einen Schweißtropfen auf, der von Onkel Bruno herabgetropft war.

»Er hat Hunger«, sagte Onkel Bruno glücklich.

»Aber Onkel Bruno!« rief ich. »Sieh doch, was das Tier trinkt!«

»Er nimmt nur gesalzenes Wasser zu sich«, erklärte Onkel Bruno.

Er wischte den Schweiß von der Stirn, pochte mit dem Zeigefinger kräftiger an die Schachtel und sagte: »Siegfried! Siegfried!«, so daß der Käfer das Kußmaul hob und die Fühler spitzte, die so weiß waren wie die Haare auf Onkel Brunos Kopf. »Er versteht mich!«, sagte Onkel Bruno, und jetzt beugte er den Kopf noch tiefer über die Schachtel, bis

sein Mund fast ihren Rand berührte und sich sein schweißglänzender Nacken aus dem Hemdkragen schälte, preßte die Lippen aufeinander bis auf einen schmalen Spalt, durch den er zwitschernd die Luft einsog, und sagte, als er genug gezwitschert hatte und der Käfer mit den Fühlern erregt die Wand der Schachtel abtastete, noch einmal: »Siegfried! Siegfried!« Ermutigt durch einen so freundlichen Zuspruch krabbelte der Käfer die Wand hinauf, schwang sich auf den Rand, schwankte und ließ sich dann einfach auf die Tischdecke plumpsen. Behutsam drehte ihn Onkel Bruno auf die zuckenden Beinchen.

»Ohne mich wäre er hilflos«, sagte er.

»Warum heißt er denn Siegfried?«, fragte ich.

»Weil er nahezu unverwundbar ist«, antwortete Onkel Bruno stolz.

»Entschuldige, Onkel Bruno, aber ich habe den Eindruck, ich könnte ihn zwischen zwei Fingern zerquetschen.«

»Ja, mit roher Gewalt!«, erwiderte Onkel Bruno. »Aber gegen Radioaktivität ist er so unempfindlich wie kein anderes Lebewesen.«

Er setzte den Käfer auf den Teller, den ich in der Erwartung auf den Tisch gestellt hatte, daß Onkel Bruno seinen Kuchen davon essen werde, und zerrupfte ein Salatblatt. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie mühsam es ist, ihn mit europäischer Kost zu füttern«, sagte er. »Er kommt aus den Tropen, Rhodnaus prolixus, ein Exemplar des südamerikanischen Kußkäfers. Ein Kollege aus Kanada hat ihn mir geschenkt.«

»Aus Kanada?«, fragte ich.

»Gewöhnlich«, antwortete Onkel Bruno und wischte sich den Schweiß von der Stirn, »experimentiert man mit Affen, weißen Mäusen und Kaninchen. In Kanada hat man entdeckt, daß der Kußkäfer eine Dosis von Radioaktivität verträgt, die einen Menschen wie ein Spiegelei braten würde.«

»Man sieht es ihm nicht an«, sagte ich.

»Nicht wahr?«, sagte Onkel Bruno.

»Fütterst du ihn jeden Tag?«, fragte ich. »Ich meine: trägst du ihn auf allen Reisen mit dir herum?«

»Natürlich!«, antwortete Onkel Bruno. »Er hat sich doch an mich gewöhnt!«

So verbrachten wir den Nachmittag, plaudernd, Tee trinkend, wie immer, wenn mich Onkel Bruno besucht, aber diesmal in der Gesellschaft des Kußkäfers, der emsig über die Tischdecke und das Teegeschirr krabbelte, Onkel Brunos Finger erstieg und von dort bis zum Hals hinaufkletterte, wo er sich mit seinen Beinchen unter dem Kinn festklammerte und den Schweiß schleckte, der dort reichlich floß; gegen Abend dann, als Onkel Bruno aufbrechen mußte, um einer Konferenz über Luftschutz vorzusitzen, als ich die Beine unter dem Tisch hervorzog, war ein Fuß kalt, und zwar der linke, vermutlich ein Zufall, denn es hätte ebensogut der rechte sein können, wenn man davon absieht, daß bekanntlich das rechte Bein des Menschen ein Stück kürzer ist als das längere linke, nicht viel, aber es fällt auf.

Zuerst, meine Herren, dachte ich, der Fuß sei eingeschlafen. Ich schlenkerte das Bein ein wenig, ich beklopfte es, aber jenes Bisseln, mit dem das Blut gewöhnlich in die Adern zurückströmt, ließ auf sich warten. Trotzdem gehorchte der Fuß wie ein normaler linker Fuß. Ich setzte Schritt vor Schritt, ohne Beschwerden, aus dem Zimmer hinaus, und begleitete Onkel Bruno die Treppe hinab zur Haustür. Auf dem Rückweg, die Treppe hinauf, legte ich einen kurzen Trab ein, wobei ich von Stufe zu Stufe kräftig mit den Füßen aufstampfte; im Flur meiner Wohnung tänzelte und hüpfte ich und schlug nach jedem Schritt, ehe ich den Fuß zum nächsten aufsetzte, mit dem Ballen der großen Zehe einen Wirbel auf die Dielen, aber auch das half nichts; der Fuß blieb kalt.

Ich erwähne das nur, meine Herren, um Ihnen zu zeigen, daß ich mich von meinem kalten Fuß nicht überrumpeln ließ, daß ich weder die Hände in den Schoß noch die Beine auf den Tisch legte und keine Anstrengung scheute, den normalen Zustand wiederherzustellen. Während der folgenden Tage rumorte es noch ein wenig in den Zehen, es juckte, zuckte und kitzelte, dann war der Fuß ganz und gar kalt, von den Knöcheln abwärts, trotz der Jahreszeit. Sonst konnte ich keine Veränderungen an meinem linken Fuß feststellen. Er verfärbte sich nicht, er verzog sich nicht, er warf sich nicht auf, er schrumpfte nicht ein, er verkrüppelte nicht; kein Bläschen zeigte sich, kein Pickel, keine Warze; meine linken Schuhe trugen sich so gut oder

so schlecht wie in den vergangenen fußwarmen Tagen; nicht einmal ein Humpeln mußte ich mir verkneifen, denn ich hatte keinen Grund dazu. Trotzdem erfüllte ich meine Pflicht und bat, wie Sie wissen, um einen Krankenschein. Damit ging ich zu meinem Hausarzt, Herrn Dr. Hold.

Herr Dr. Hold forderte mich auf, das linke Hosenbein hoch-, den Schuh und den Strumpf auszuziehen und ihm den Fuß entgegenzustrecken. Er roch und rieb daran, beklopfte und beklatschte ihn, spreizte die Zehen und wollte mich kitzeln, was ihm mißglückte; dann sagte er: Beunruhigen Sie sich nicht, mein Freund, als Mann haben Sie einen hübschen Fuß; darauf verschrieb er mir heiße Kamillenbäder, dreimal täglich eine halbe Stunde.

Ich habe die Anordnungen des Herrn Dr. Hold gewissenhaft befolgt, dreimal täglich eine halbe Stunde, morgens vor dem Frühstück, in der Mittagspause, abends vor dem Schlafengehen. In der Mittagspause strömten die Kollegen aus allen Abteilungen an meinem Platz zusammen, vornweg die Putzfrauen mit Eimern heißen Wassers, versammelten sich im Kreis um mich, schoben mir einen Schemel unter und warteten, während sie begannen, mit den Frühstückspapieren zu knistern und mit den Eßgeschirren zu klappern, daß ich einen Beutel Kamille in einen Eimer schütete, die Hosenbeine aufkrempele, Schuhe und Strümpfe ausziehe und meinen Fuß ins Kamillenbad stecke. Er sah aus wie gesotten; so ein Rot, sagten die Kollegen, haben wir noch nie gesehen. Warm wurde mein Fuß nicht. Da dachte ich, und ich bitte Sie, meine Herren, um Verständnis für meine damalige Lage: immerhin, dachte ich, ist nur ein Fuß kalt, und auch der bringt dir keine Beschwerden, solange du ihn nicht badest: kauf dir Wollstrümpfe und Schnürstiefel, tu so, als ständest du auf zwei warmen Füßen, und niemandem wird es einfallen, deine Beine zu verdächtigen, vorausgesetzt, es glückt dir, durch geschicktes Manövrieren deinen warmen Fuß in allen Lebenslagen dahin zu setzen, wo man einen kalten nicht gern spürt.

Aus diesen Gründen erneuerte ich meinen Krankenschein nicht; ich erklärte den Kollegen, mein Fuß sei geheilt, und gab es auf, ihn zu baden.

Vermutlich, meine Herren, sind sie inzwischen neugierig geworden und möchten von Amts wegen gern wissen, was für ein Gefühl ich damals in meinem linken Fuß hatte. Ich kann Sie beruhigen: gar keines. Ich hätte sogar vergessen, daß er kalt ist, wenn nicht bald etwas hinzu-

gekommen wäre, was mich jede Nacht von neuem an ihn erinnerte: ich begann schlecht zu schlafen. Anfangs leuchtete mir nicht ein, weshalb ein kalter Fuß den Schlaf verscheuchen sollte; dann gewöhnte ich mir lange Spaziergänge an, mit mäßigem Erfolg, wenn man davon absieht, daß ich auf diese Weise die nähere und weitere Umgebung der Boschetsriederstraße kennenlernte, in der ich wohne.

4.

Am 23. Mai, vierzehn Tage nach Onkel Brunos Besuch, kam ich auf einem solchen Spaziergang durch die Pfannengießergasse, morgens gegen drei Uhr. Es war das erste Mal, daß ich sie betrat; nicht einmal von ihrer Existenz auf dem Stadtplan hatte ich bis zu diesem Tage etwas geahnt. In Gedanken beschäftigte ich mich mit Onkel Bruno, der auf zwei warmen Füßen durchs Land reist; weit davon entfernt, ihm etwas vorzuwerfen, was mir auch dann nicht eingefallen wäre, wenn ich gewußt hätte, was ich ihm vorwerfen könnte, setzte ich einen Fuß vor den anderen, kalt, warm, kalt, warm; als ich um die Ecke bog, lag einige Häuser weiter ein Lichtstrahl wie ein Balken quer über der Gasse, wider alle Vernunft, meine Herren, denn um diese Stunde trieb sich draußen niemand herum, dem man hätte heimleuchten müssen. Das Licht kam aus einem Haus an der rechten Seite der Gasse, und zwar aus drei Fenstern im Erdgeschoß und einem großen, offenen Tor, das in einen Hof führte. Dort standen Autos mit glimmenden Standlichtern und leise laufenden Motoren, auch wider alle Vernunft, denn die Fahrersitze waren leer.

Da stellte ich mich vor ein Fenster und klopfte an die Scheibe. Augenblicklich, noch ehe ich meine Hand zurückziehen konnte, wurden beide Flügel des Fensters aufgerissen; durch den linken steckte ein Polizist seinen Kopf. Hinter ihm, im Zimmer, saß eine ganze Kompanie von Polizisten und spielte Karten, rauchte und putzte Gewehre.

»Sind Sie verletzt, beruhigen Sie sich, sprechen Sie langsam!«, sagte der Polizist.

In der einen Hand hielt er eine Trillerpfeife, in Lippenhöhe, bereit, hineinzublasen; mit der anderen Hand preßte er einen Telefonhörer ans Ohr. An seine Seite trat ein zweiter Polizist, der hing dem ersten eine Maschinenpistole um den Hals, indem er den Tragriemen behutsam, aber fix zwischen der Ohrmuschel und dem Telefonhörer, zwi-

schen den Lippen und der Trillerpfeife hindurchgleiten ließ.

»Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister«, begann ich.

»Fassen Sie sich kurz!«, rief der Polizist.

»Herr Wachtmeister«, sagte ich, »ich komme zufällig durch diese Gasse, zu einer ungewöhnlichen Stunde, das gebe ich zu –«

»Können Sie den Täter beschreiben?«, rief der Polizist. »Trug er einen Bart? Eine Brille? Ist er unerkannt entkommen, im Schutze der Dunkelheit?«

»Welcher Täter?«, fragte ich.

»Der Dieb, der Einbrecher, der Kindsräuber!«, rief der Polizist.

»Herr Wachtmeister«, sagte ich, »ich komme zufällig durch diese Gasse, und alles ist dunkel –«

»Ah«, rief der Polizist, »Notzucht!«

»Nur in diesem Haus brennt Licht«, fuhr ich fort, »auf dem Hof stehen Autos, und die Motoren laufen, obwohl niemand hinter dem Steuer sitzt, da dachte ich mir –«

»Denken wird für Sie die Polizei – dein Freund, dein Helfer!«, rief der Polizist.

»Herr Wachtmeister«, sagte ich, »ich dachte, vielleicht hat man vergessen, das Licht auszudrehen und die Motoren abzustellen.«

Der Polizist ließ die Trillerpfeife und den Telefonhörer sinken, winkte dem zweiten Polizisten, bückte den Kopf und schlüpfte unter dem Tragriemen der Maschinenpistole hindurch. Darauf stützte er sich mit einer Hand aufs Fensterbrett, beugte sich hinaus, klopfte mir mit der anderen Hand auf die Schulter und holte tief Luft.

»Mann!«, sagte er. »Mann! Bei uns steht nie der Motor still! Bei uns brennt immer Licht!«

5.

Diesmal, meine Herren, war es genau umgekehrt, ich meine, der rechte Fuß wurde nicht etwa zuerst kalt und bisselte dann noch ein wenig wie mein linker Fuß, sondern zuerst bisselte es. Das hätte mich stutzig machen können, aber wer denkt denn gleich ans Schlimmste. Ich massierte den rechten Fuß, ich puderte und salbte ihn, ich schüttete den Rest der Kamille darüber; ich rechnete mit einem Hühnerauge, der Tatzelwanger Fußflechte; ich dachte, ich hätte gute Aussichten, daß sich das Bisseln wieder beruhigen würde.

Am anderen Morgen jedoch hätte ich meine Füße miteinander wechseln können.

Jenes Bisseln, das ich noch vor dem Schlafengehen gespürt hatte, mußte gestorben sein, während ich schlief; im Schlaf hatte es sich beruhigt, nicht zu meinem Vorteil; im Schlaf, heimtückisch, hinterhältig, eine natürliche Schwäche meines Organismus mißbrauchend, war auch der rechte Fuß kalt geworden. Was hätte ich dagegen tun sollen, meine Herren, im Schlaf?

Ich rollte das Kissen unter den Kopf und begann, meine Füße zu beobachten. Offengestanden, es hätte mich nicht überrascht, wenn die Kälte langsam die Beine hinaufgekrochen wäre und auf andere herausragende Teile meines Organismus übergegriffen hätte; ich war sogar darauf gefaßt, ganz und gar abzukühlen. Prüfend wackelte ich mit der großen Zehe; sie gehorchte. War es trotzdem nicht zweifelhaft, ob ich, falls ich aus dem Bett stieg, noch gehen geschweige denn aufrecht stehen könne? Wäre es nicht leichtsinnig gewesen, von der Treue und Verlässlichkeit eines kalten linken Fußes auf ähnliche Eigenschaften bei einem kalten rechten Fuß zu schließen? Was, meine Herren, wenn ich aufgestanden und vor dem Bett zusammengebrochen wäre?

Um die Mittagszeit klopfte meine Wirtin an die Tür und wollte wissen, ob mir etwas fehle. Ich antwortete, ich hoffe, daß mir nichts fehle. Tatsächlich hatte ich bis zu diesem Augenblick weder an meiner Nase noch an den Ohren, Händen, Beinen oder sonstwo spürbare Veränderungen feststellen können. Da faßte ich Mut, wickelte mich in die Bettdecke und ließ mich auf den Fußboden plumpsen. Auf den Knien kroch ich zum Fenster. Am Fensterbrett zog ich mich in die Höhe, stützte mich auf beide Hände und verschnaufte. Als ich ruhiger atmete, schwang ich die Beine kräftig hin und her, bis ich so viel Schwung gesammelt hatte, daß ich mich abstoßen und die Seitenwand des Kleiderschranks anspringen konnte, der neben dem Fenster steht. Ich erwischte die Kante, hielt mich daran fest und begann, bereit, mich zu jeder Sekunde an der Wand emporzuhangeln und oben auf den Schrank zu hocken, langsam die Beine zu strecken, zuerst das linke, darauf das rechte; ich berührte den Boden mit den Zehenspitzen, dann mit den Fußballen, dann mit den Fersen; als beide kalten Füße fest auf dem Fußboden standen, ließ ich den Schrank los.

Es klappte, meine Herren, wider Erwarten.

Von meiner Wirtin ließ ich mir einen Spazierstock und verließ das Haus. Ich brauchte den Stock nicht, um mich darauf zu stützen, aber der Griff in der Hand gab mir ein Gefühl der Sicherheit, für alle Fälle. Ich ging die Boschetriederstraße hinab, ein kleiner Sonntagsspaziergang, bildete ich mir ein, aber die Boschetriederstraße führt geradewegs zum Marktplatz.

Wie sie wissen, meine Herren, wurde an jenem Sonntag, den 24. Mai, auf dem Marktplatz getrommelt.

Vor dem Rathaus hatten die Trommler ein hölzernes Podest aufgeschlagen, mit einem niedrigen Gitter an den Seiten und einer Tür, zu der eine Treppe hinaufführte. Am Fuß der Treppe stand ein schwarzverhängter Kasten von der Größe eines Beichtstuhles; davor drängte sich eine Schlange von Wartenden. Die Trommler hatten sich um das Podest aufgestellt und drehten ihm den Rücken zu, Kerle mit langen Gesichtern, weißen Hemden und gekrätschten Beinen, zwischen denen die Trommeln hingen. Sie schlugen dumpfe Wirbel; in ihren Haaren wühlte ein Ostwind. Alle Fenster in den Häusern rund um den Marktplatz waren geöffnet; herausguckten, die Arme auf Kissen gestützt, Großväter, Großmütter, Mütter, Kinder, Enkel und Väter, denn es war Sonntag; die Bärte der Großväter und die Haare der Frauen flatterten wie Fahnen; anfangs, meine Herren, dachte ich, hier feiere man ein Fest zu Ehren eines Friseurs. Auf dem Podest lief mit kurzen, stampfenden Schritten ein Herr auf und ab, der wie ein Minister bei einem Staatsakt gekleidet war: er trug auf dem Kopf einen Homburghut und darunter einen Frack mit Schwalbenschwanz; sein Gesicht war noch länger als die langen Gesichter seiner Trommler. Mit der einen Hand hielt er seinen Hut fest, den der Ostwind lüpfen wollte, in der anderen schwang er ein Stöckchen. Hinter ihm erhob sich auf dem Podest ein Pfahl, daran war mit Speeren ein Mensch gespießt. Die Speerspitzen drangen durch seine Brust, durchbohrten den Bauch, die Beine, die Arme und ragten hinten aus dem Pfahl wieder heraus.

Zugegeben, meine Herren, ich hätte mir diesen Anblick ersparen können – und ich bitte Sie, meine Neugierde zu entschuldigen. Aber mußte ich nicht annehmen, da die Veranstaltung auf einem öffentlichen Platz stattfand, sie sei auch für die Öffentlichkeit bestimmt, und bin ich

nicht, dachte ich, ein Teil, zwar nur ein winziger, aber immerhin ein Teil dieser Öffentlichkeit, trotz meiner kalten Füße?

Ich stützte das Gesäß auf den gerundeten Griff meines Spazierstocks; von diesem Standpunkt aus entging mir keine Einzelheit.

Als die Trommler ihre dumpfen Wirbel unter einem einzigen dröhnenden Schlag begruben und die Schlegel über den Trommeln kreuzten, trat der Herr auf dem Podest ans Gitter, bückte sich nach einer Sprechtüte, die auf den Brettern stand, zauderte, was er mit dem Stöckchen anfangen sollte, denn der Ostwind erlaubte ihm nicht, seinen Homburghut loszulassen, aber es war ein intelligenter Herr, meine Herren, denn er entdeckte, daß er sein Stöckchen zusammen mit dem Griff der Sprechtüte in der gleichen Hand festhalten konnte; so richtete er sich auf und setzte die Sprechtüte an die Lippen.

»Männer! Frauen!«, rief er. »Hört, was euch dieser Mann zu sagen hat!«

Er klemmte die Sprechtüte zwischen die Knie und zeigte mit dem Stöckchen auf den Mann am Pfahl. »Dieser Mann!«, wiederholte er, und, als er argwöhnen mußte, daß ihn nicht jeder Zuschauer verstanden hatte, besonders jene an den Fenstern nicht, denn die Sprechtüte klemmte noch zwischen seinen Knien, hob er sie wieder an die Lippen und rief noch einmal: »Dieser Mann!«, aber jetzt wiederum konnte er nicht auf ihn zeigen, denn mit zwei Händen zugleich einen Hut auf dem Kopf und eine Sprechtüte vor den Lippen festhalten und mit einem Stöckchen auf etwas zeigen, das ist schon ein Kunststück, und ein Artist war der Herr offenbar nicht. Sein langes Gesicht wurde rot vor Ärger, er riß sich den Hut vom Kopf, daß der Ostwind seine Haare sträubte, und stülpte ihn auf die Spitze des Pfahles. Jetzt hatte er beide Hände für seine Absichten frei. »Dieser Mann!«, rief er zum dritten Mal, und nun konnte niemand mehr daran zweifeln, wer gemeint war.

Mit der Sprechtüte am Mund und dem Stöckchen in der Hand näherte er sich ihm und schlug mit dem Stöckchen auf den Schaft eines Speeres. »Tut das weh, Balthasar?«, fragte er; der Mensch am Pfahl hieß also Balthasar, falls es nicht sein Künstlernamen war; er schüttelte schwach den Kopf, der mit dem Kinn auf der Brust ruhte. »Balthasar schüttelt den Kopf!«, rief der Herr durch die Sprechtüte und klopfte auf den Schaft eines zweiten Speeres. »Tut das weh, Balthasar?« fragte er. Wieder schüttelte der Mensch den Kopf. »Balthasar schüttelt den Kopf!«, rief der Herr durch die Sprechtüte, ließ das Stöckchen sinken

und trat ganz nahe an ihn heran. »Tut es niemals weh, Balthasar?«, fragte er, wartete die Antwort nicht ab, drehte sich um und wiederholte durch die Sprechtüte, damit jeder seine Frage verstünde: »Tut es niemals weh, Balthasar?«

Diese Frage mußte auch den Trommlern bedeutend erscheinen. Sie nahmen die gekreuzten Schlegel auf und rührten sie zu einem kurzen, leisen Wirbel. Unterdessen hob der Mensch am Pfahl langsam den Kopf. In der Stille, die auf das Trommeln folgte, hörte man den Wetterhahn auf dem Rathausturm knarren und im Ostwind die Bärte der Großväter, die Haare der Frauen flattern; dann wandte sich der Herr, der vielleicht fürchtete, man hätte seine Frage während des Trommels vergessen, noch einmal an den Mensch am Pfahl und rief: »Tut es wirklich niemals weh, Balthasar?«

»Doch«, flüsterte dieser.

»Wann tut es weh, Balthasar?«, rief der Herr.

Der Mensch seufzte.

»Lauter, Balthasar!«, rief der Herr und hielt ihm die Sprechtüte an die Lippen. »Wann tut es weh? Immer?«

»Nein«, flüsterte der Mensch mit gequetschter, aber schon ein wenig routiniert klingender Stimme, denn wer weiß, wie oft am Tag ihm diese Antwort abverlangt wurde, »nur, wenn ich lache.«

Der Herr drehte sich, während er die Sprechtüte wieder an seine Lippen setzte, so schnell herum, daß der Ostwind unter seinen Schwalbenschwanz fahren und ihn aufblähen konnte. »Wenn er lacht!«, rief er und fuhr fort, indem er das Stöckchen hob, es langsam senkte und damit auf den schwarzen Kasten von der Größe eines Beichtstuhls zeigte: »Männer! Frauen! Die Lage war noch nie so ernst! Hört auf Balthasar, der sich nicht von seinem Lachen trennen kann! Liefert euer Lachen ab, für alle Fälle, hier, bei uns!«

7.

Nun, meine Herren, überraschte es mich nicht mehr, daß ich bald, sooft ich darauf angewiesen war, mich auf meine Füße zu stützen, das Gefühl hatte, auf Trockeneis zu laufen. Die Vereisung begann gleichzeitig an beiden Füßen, ohne Ansehen von links und rechts. Zuerst sonderten meine Füße zwischen den Zehen eine Art von Hagelkörnern ab, die ich ohne besondere Schwierigkeiten entfernen konnte, das heißt,

ich schüttelte die Strümpfe hinter einer Hausecke oder in einer Toilette aus; dann überzogen sich meine Füße mit einer dünnen Eisschicht, die während des Gehens splitterte, so daß ich knirschenden Schrittes auftrat und immer häufiger die Strümpfe wechseln mußte; schließlich festigte sich das Eis, umhüllte die Füße bis zu den Knöcheln und wurde von Tag zu Tag dicker. Ich lief herum wie ein alter Mann unter dem Gewicht seiner Jahre, mit kleinen Schritten, schwerfällig, wackelnd und auf den Spazierstock meiner Wirtin gestützt, den ich jetzt nötig hatte. An meinem Arbeitsplatz trug ich Bandagen. Es fiel mir immer schwerer, mein Gebrechen zu verbergen. Von einer Woche zur anderen mußte ich die Schuhgröße wechseln, meine Schuhe weiteten sich aus und platzten, es schob sich einfach zu viel hinein; meine Strümpfe dehnten sich und rissen; zum ersten Mal gab ich, besorgt um die Geheimnisse meiner Wäsche, der Waschfrau ein Schmiergeld. Am 3. Juni suchte ich, wie Sie wissen, meine Herren, noch einmal Herrn Dr. Hold auf, der mir eine Kneippkur verordnete. Auf seinen Rat ließ ich mich in einem Taxi bei Sonnenaufgang vor die Stadt fahren und trampelte mit meinen eisigen Füßen durch eine taunasse Wiese. Augenblicklich begann das Eis zu wuchern, es setzte Batzen an, ich wuchs in wenigen Minuten um mehrere Zentimeter; zum Glück sprang mir der Taxifahrer bei, der den Hahn seines Kühlers aufdrehte und das heiße Wasser auf meine Füße laufen ließ. Es reichte gerade, daß ich wieder in die Schuhe schlüpfen konnte.

Aber das waren alles nur Kleinigkeiten, verglichen mit den Nächten, unter denen ich zu leiden hatte, denn der Schlaf ließ mich nun ganz und gar im Stich. Glauben Sie einem Menschen sein Unglück erst, meine Herren, wenn er nicht mehr schlafen kann! Ich bat meine Wirtin um eine Wärmflasche und legte die Füße darauf, nachdem ich Schuhe und Strümpfe abgetaut hatte, und tatsächlich schmolz eine dünne Schicht des Eises, solange die Wärmflasche heiß war; gegen Morgen froren meine Füße dann an ihr fest. Ich probierte es mit Backsteinen, die ich von einer Baustelle auflas und erhitzte, aber sie waren den Temperaturgegensätzen am Fußende meines Bettes nicht gewachsen und zerfielen zu Staub. Was, meine Herren, hätte ich noch tun können? Meine Wirtin bitten, zu mir ins Bett zu schlüpfen? Mit kalten Füßen, meine Herren, die möglicherweise an den Füßen meiner Wirtin angefroren wären? Mußte ich nicht fürchten, eine so innige Verbindung lasse sich,

wenn überhaupt, dann nur mit Gewalt und heißem Wasser lösen?

Am Freitag, den 12. Juni, und auch das wissen Sie, meine Herren, verlor ich dann meinen Arbeitsplatz, weil ich plötzlich, trotz der Bandagen, daran festfror, egal, ob ich saß oder stand; unter bestimmten Gesichtspunkten sind Menschen mit zwei kalten Füßen entbehrlich.

8.

Nachdem ich fristlos entlassen worden war, kehrte ich nicht nach Hause zurück. Ich mietete ein Taxi und fuhr in meinen Schrebergarten vor der Stadt. Mein Schrebergarten ist nicht groß. Ich baue dort ein wenig Gemüse, im Herbst ernte ich Himbeeren und Zwiebeln, auf einem Stück Wiese bade ich sonntags manchmal in der Sonne, an besonders schönen Tagen übernachtete ich in der Gartenlaube, die sich in einer Ecke an den Zaun lehnt. Auf der Wiese steht ein Brunnen, kein Prachtstück wie jener aus Sandstein im Lichthof des Rathauses, sondern ein schlichtes Rohr, das in der Erde steckt, mit einem Rohrstück daran, aus dem das Wasser sprudelt, und einem Schwengel zum Pumpen. Jedes Jahr im Herbst streiche ich meinen Brunnen mit einer mennigroten Rostschutzfarbe an.

Als ich den Taxichauffeur entlohnt hatte, verschloß ich die Gartentür, holte einen Spaten aus der Laube und begann, so gut es ging, das heißt hüpfend, um nicht anzufrieren, ein Loch in meine Wiese zu graben mit dem Plan, zu verschwinden; auf den Schienensträngen, zwischen denen mein Garten liegt, hatte die Bahnhofsverwaltung Güterwagen abgestellt, die mich vor neugierigen Blicken schützten. Während ich grub und mit wachsender Sorge beobachtete, wie das Eis aus meinen Schuhen quoll und das Leder sich mit einem Rauhreif überzog, wurde ich durstig. Eine kleine Pause, dachte ich, kann nicht schaden, und wozu, dachte ich, hast du einen Brunnen?

Ich möchte darauf hinweisen, meine Herren, daß ich einige Übung im Wasserpumpen habe. Ich gieße meinen Garten selbst und verlasse mich nicht auf den Himmel; ich bin mit der Art vertraut, in der man einen Pumpenschwengel schwingt. An jenem Freitag, an dem ich entlassen worden war, erwartete ich von meinem Brunnen nur einige Schlucke Wasser, mehr nicht, und ich wollte mich nicht lange mit Pumpen aufhalten, denn ich hatte ja die Absicht, ein Loch in meine Wiese zu graben. Nach zwanzig Doppelzügen, ungefähr, steckte ich

einen Zeigefinger in das Rohrloch, aus dem das Wasser hätte sprudeln sollen, probeweise; ich zog ihn rasch wieder heraus. Mein Zeigefinger, das leuchtete mir ein, konnte da nichts ausrichten. Trotzdem ließ ich mich nicht entmutigen. Weit davon entfernt, die Übersicht, den kühlen Kopf zu verlieren, drückte ich den mennigroten Schwengel wieder hinab, stemmte ihn hinauf, auf und ab, auf und ab, eine Bewegung, die sich allmählich auf meinen Körper übertrug, ich sank in die Knie, ich schnellte mit einem Ruck wieder auf, auf und ab, auf und ab, ich begann zu schwitzen, nicht an den Füßen, meine Gartenlaube trennte sich von ihren Fundamenten, die jämmerlich genug sind, sie tanzte, schwebte, auf und ab, auf und ab, wie die Güterwagen, ich klammerte mich mit beiden Händen an den Schwengel, der mein einziger Halt war, dem ich mich vertrauensvoll genähert hatte, der mich in die Knie drückte, der auf meine Huldigungen versessen war, der mich emporriß und wieder hinabstieß, auf und ab, auf und ab, ohne Gnade, kein Wasser; ich besaß nie ein Fahrrad, meine Herren, das kann ich beschwören, in meinem Keller baumeln keine Schläuche von den Wänden, ich bin kein Freund des Luftpumpens, das mich überwältigt hatte, die Luft zischte aus dem Rohr, ich wurde ausgepumpt, ich japste, nirgends pumpt es umsonst, da platzt ein Schlauch, dort eine Lunge, ich vergaß meine Füße und bangte um meine Gedärme, ich bildete mir nicht ein, bei dieser ungünstigen Gelegenheit nur meinen Blinddarm loszuwerden, er würde alle Organe mitreißen, auch das Herz, die Pumpe: da traf der Schwengel meinen Kopf und warf mich in das Gras.

Ich zuckte noch ein wenig darin herum, auf und ab, auf und ab, mit dem Gesäß, den Schultern, dem Kopf; während ich so auf dem Rücken lag, ertappte ich meine Laube dabei, wie sie hastig auf ihre Fundamente, und die Güterwagen, wie sie auf die Schienen niederfuhren. Als mir die Aussichten einfielen, die ich hatte, wenn ich in dieser Lage mit den Fersen in der Wiese anfrieren würde, sprang ich auf und schleppte mich mühsam genug zu meiner Laube zurück. Dort setzte ich mich auf die Schwelle, lehnte den Kopf an die Tür und betrachtete meinen Brunnen.

Das Rohrloch, in das ich so hoffnungsvoll den Zeigefinger gesteckt hatte, spie Wasser. Der Strahl zischte durch die Luft, platschte auf die Wiese und ersäufte die Gräser.

Die Nacht, die bald hereinbrach, verbrachte ich in meiner Gartenlaube, zu erschöpft, um in der Dunkelheit das Loch in meiner Wiese zu vertiefen. Niemand vermißte mich, niemand suchte mich. In der Dämmerung klirrten die Güterwagen auf den Schienen, eine Lokomotive fauchte, ohne daß sich der Heizer die Mühe gemacht hätte, an meine Tür zu klopfen; ich hätte ihn empfangen, schmutzig wie er war, das Gesicht von Ruß und Kohlenstaub verschmiert; die Lokomotive pffte und rumpelte mit den Güterwagen davon. Erst am Nachmittag hielt ein Taxi vor der Gartentür; heraus sprang meine Wirtin.

Sie brachte mir jenen Eilbrief, mit dem Sie, meine Herren, mich aufforderten, mich unverzüglich dem Herrn Amtsarzt Dr. Finsterwalter vorzustellen.

Der Herr Amtsarzt Dr. Finsterwalter, ein Herr von schnellen Entschlüssen und augenfällig für die Patienten mit dem Weltganzen in einer Übereinstimmung, die die Halsmuskeln strafft und ihm gestattet, den Kopf so hoch zu tragen, daß man ihn nie verdächtigen würde, er habe nicht jedes Examen mit Auszeichnung bestanden: dieser Herr Dr. Finsterwalter trennte mit einem scharfen Messer die Nähte meiner Schuhe vollends auf, riß sie von den Füßen und warf einen kurzen Blick auf das Eis, das sie umhüllte. »Eine Bagatelle!«, sagte er. »Das sehe ich jeden Tag. Was hat Ihnen Ihr Hausarzt verordnet?«

»Kamille und Kneippkuren«, antwortete ich.

»In einem solchen Fall!«, rief er höhnisch, streute gewöhnliches Kochsalz auf meine Füße, beugte sich zum Fenster hinaus, pffte auf zwei Fingern und öffnete eine Tür, durch die eine Ziege hereintripelte, die Herr Dr. Finsterwalter am Halsband nahm und das Salz und damit das Eis von meinen Füßen lecken ließ, indem er freigebig Salz nachstreute, sobald die Ziege eine Schicht abgeschleckt hatte; langsam, nach und nach tauchten die Umrisse meiner Füße auf, die ich so lange nicht gesehen hatte, zuerst die Zehen, für die die Ziege eine Schwäche hatte, denn sie leckte sie mit ihrer langen, warmen roten Zunge bloß, ehe sie sich an die Fersen und die Knöchel machte; als sie alles Eis geschmolzen und verschluckt hatte und meine Füße nackt, weiß und kalt auf dem Schemel lagen, auf dem sie Herr Dr. Finsterwalter seiner Ziege gereicht hatte, gab er ihr einen Klapps aufs Hinterteil und sagte:

Jetzt tauen wir die Füße auf!«, forderte mich auf, in einem Rollstuhl Platz zu nehmen, schnallte mich daran fest, streckte die Beine, so daß die Füße über den Rand des Fußbretts hinausragten, und fuhr mich in ein Operationszimmer, wo trotz der warmen Jahreszeit in einem Kamin ein Feuer brannte, schob den Rollstuhl so nahe daran, daß meine Füße über dem Feuer hingen, und trat einen Blasebalg, bis die Flammen aufloderten, um meine Füße züngelten und es zu zischen begann.

Das, meine Herren von der Ortskrankenkasse, ist die Geschichte meiner kalten Füße.

Ich bitte Sie, meinem Antrag auf ein Paar Krücken der üblichen Ausführung stattzugeben.

Gleichzeitig bitte ich Sie um Verständnis dafür, daß ich Sie in diesem Bericht fortwährend in summarum ansprach. Sie gleichen, meine Herren, einander so sehr, daß es auch jenen nicht gelingt, Sie auseinanderzuhalten, die, wie ich, aufrichtig glücklich wären, Sie voneinander unterscheiden zu können.

MARGOT SCHARPENBERG · GEDICHTE
WASSERKREUZUNG

LASS die Flüsse den See durchqueren,
tief unterm Spiegel gehn.
Auch wenn die Fluten sich farbig verheeren,
bleiben die Ufer stehn.

Zweierlei Korn auf der Tenne gedroschen,
wer kommt, daß er Streu versiebt?
Noch überm Schrot, wenn der Glanz erloschen,
Staub, der als Licht zerstiebt.

Riesiger Vorrat, im Treiben umschlossen,
ein See, der die Strömung kennt.
Schlagend der Fisch mit gesprengelten Flossen.
Keiner, der ihn benennt.

AUS DER NÄHE

WENN Schatten verzwergt, durch schmalere Ringe,
lautlos, springt mittags dein Bild.

Im Zirkus Piffe, aber die Löwin

erfüllt nur den eigenen Wunsch:

Luft mit der Pranke zerfetzen.

Im hölzernen Rahmen

wechselt die Leere:

Sprung und der Windzug danach.

Du bist schon durchs Auge gefallen,

Gestalt ohne Schatten,

den Rand meiner Wimper

– Kohle – bestimmt deine Spur.

GÜNTER GRASS · GEDICHTE
DER AMTLICHE TOD

Es ist ein Loch, das uns begleitet,
Ein Amboß ohne Widerspruch,
ein Papagei, der am Karfreitag schrie,
schrie Lorch, Lorch schrie er, Lorch;
doch aus dem Radio über der Vitrine
vernahm man deutlich, nach der Pause:
Hier, der Südwestfunk – ja, es ist vollbracht.

Ein Kind schlug seinen Brei entzwei,
saß zwischen beiden Hälften Brei,
fraß sich dann durch, durch zweimal Brei,
doch hinterm Brei war neuer Brei,
Kind schlug entzwei, fraß durch, fand Brei,
war nur noch Mund, Darm, Kot und Mund:
Komm, lieber Tod, mach mich gesund.

Es ist ein eingetragener Verein.
Sie rauchen, trinken nicht, sie üben:
Wer kann den Aufschwung, kann die Riesenwelle,
wer faßt das heiße Eisen an,
die Stange, kreideweiß gemildert? –
An Krebs und Kollaps stirbt der Kranke;
des Sportlers Tod heißt kurz: Die Flanke.

Einhändig fährt mit neuer Klingel
der Tod auf seinem Fahrrad Rad.
Dann steigt er ab und macht ein Foto
von zwei Cousinen, drei Kollegen,
von Leuten, die sich gar nicht mögen
macht er ein Foto, steigt aufs Rad,
weil er genug belichtet hat.

Es kochte jemand seine Suppe,
nahm Zwiebeln, Knochen, altes Brot,
vergaß das Haar nicht in der Suppe,
und schöpfte schon und rührte mit dem Löffel
die heiße, dann zu kalte Suppe;
denn zwischendurch kam ohne Klopfen
der Tod, der alle Suppen kühlt.

Aurora Varvaro, so schön und keine Stelle,
die nicht im Fleisch stand, wie das Gold im Bier. –
Auf späten Bildern beugte sie den Arm:
Die Elle und die Speiche präpariert,
die Neugierde aufs Schlüsselbein;
ihr Becken war erst wahrhaft nackt,
als sie das Fleisch auszog, den modischen Belag.

Wer bleibt noch bei den Affen stehn,
wer füttert kleine weiße Hasen,
wenn es um Robben geht, um jene Glätte,
die noch im Aufschrei um den Hering wirbt
und taucht und nichts als Tauchen findet. –
Da schreien alle Kinder froh:
Wir leben im möblierten Zoo.

So gibt's im Himmel Hinterhöfe,
dort sitzen blasse Embryos
und warten auf den neunten Monat
und spielen mit der Nabelschnur
und reißen dran, wie heiße Hunde
an einzelnen Gehöften reißen,
wenn Mond und Erde sich verbellen.

Viel Vögel, für den Tod Spione.
Die Eule schaut uns immer an.
Das macht den Vater so betroffen,
einst wollt er einen Kuchen backen,

so hoch und süß wie Babels Kuchen;
der fiel zusammen, weil ein Vogel
den Kuchen wollt zu früh versuchen.

Wer mag noch vor dem Spiegel turnen:
Die Spieler stehen auf und lassen
die Hände bei den Karten liegen.
Auf Ämtern hinterm Stempel sitzt der Tod
und atmet über Formularen:
Der Kanzler hustet,
ob er stirbt?

GOETHE

oder eine Warnung an das Nationaltheater zu Mannheim

ICH fürchte Menschen,
die nach englischem Pfeifentabak riechen.
Ihre Stichworte stechen nicht,
sondern werden gesendet,
wenn ich schon schlafe.

Wie fürchte ich mich,
wenn sie aus Frankfurt kommen,
ihren Tabak mitbringen,
meine Frau betrachten
und zärtlich von Büchern sprechen.

Furcht, Pfeifenraucher
werden mich fragen,
was Goethe wo sagte,
wie das, was er meinte,
heut und in Zukunft verstanden sein will.

Ich aber, wenn ich nun meine Furcht verlöre,
wenn ich mein großes Buch,
das da neunhundert Seiten zählt
und den großen Brand beschreibt,
vor ihren Pfeifen aufschlüge?

Furcht, fängt mein Buch an,
bestimmte Herrn Goethe,
als er mit Vorsatz und Lunte
Weimars Theater in Flammen
aufgehen ließ –

wie ja schon Nero, auch Shakespeare
Brandstifter waren und Dichter.

ES ist ein regenschwerer Septembormorgen. Die Sonne hängt ver-
schleiert hinter grauen Nebelhäuten. Der alte Hafen liegt in düsterer
Dämmer versponnen.

Ein abenteuerlicher Segler ruht träge vor mir auf dem öligen Wasser.
Seine Segel sind in den Masten geronnen; der Bug ist ein schwarzes Tor.

Ich bin verwundert über den seltsamen Segler. Ich habe mir die
Olympia anders vorgestellt, als ein modernes schnittiges Schiff. Jetzt
ragt sie, einer mittelalterlichen Galeere nicht unähnlich, aus dem bleichen
Wasser.

Über die Reling beugen sich drei glänzende Gestalten. Die eine ist
der blutfarbene Hindugott Wischnu, die andere Prometheus, der lichte
Kellner, die dritte, der Kapitän selbst, ist der glorreiche Zeus. Er hat
weite, loderndhelle Augen. Großgesichtig ist sein Antlitz, von über-
menschlicher Mattigkeit überpudert. Offenbar hat er auf mich gewartet,
denn er winkt mich heran, mit gebogenen Armen.

Ich krame nach der Fahrkarte in meiner Tasche, schaue hinauf zu
ihm.

»Wann fahrt ihr?« rufe ich ihm zu.

»Wann es euch beliebt, die Zeit ist ohnehin euer!« schallt es zurück.

Ich steige langsam über die wankende Brücke zum Schiff. Die Segel
schlagen im Wind, die Wellen seufzen gurgelnd.

»Warum fahrt ihr mit Segeln, ist das nicht etwas überaltert?« frage
ich den Kapitän.

»Die Motoren sind im Rumpf eingebaut. Wir tarnen sie gut, sonst
bekommen wir keine Passagiere«, antwortet er.

Ich lache. »Ich bin wohl der einzige?«

»Der einzige«, erwidert er gelassen.

Auf Deck sehe ich mich um. Ich habe erwartet zu sehen, was ich sehe.
Die ganze Mannschaft kenne ich längst aus Museen und Tempeln.
Weiß sind sie fast alle, samt und sonders, mit bemalten Augen und
schattengeäderten Haaren. Manche tragen goldene Türme auf dem
Kopf, sind mit bronzenem Gepränge umhangen. Andere gleichen ge-
malten Schilden oder unbehauenen Strünken. Die olympische Avant-
garde hängt zum Trocknen über den Booten: Urschleimquallen, Dind

saurierföten und abstrakte Gotteier.

Auf dem Vorderdeck begegne ich Amor und Psyche. Sie passen nicht hieher. Man sieht es dem Paare an, daß sie sich in dieser Gesellschaft nicht wohl fühlen. Mit kreidigen Händen halten sie gallige Gewänder, blicken düster verwobenen Blickes in die schwelenden Nebel.

Uferwärts stütze ich mich auf die Reling. Die Stadt über dem Hafen beginnt sich zu regen. Die Dächer haben sich verfärbt, winken zinnoberrot herüber. In den Straßen beginnt ein Rinnsal dunkler Punkte. Meineidig sieht diese Stadt aus mit ihren spitzen Türmen und skelettigen Palästen, unwirklich, jeder Wahrheit und Treue fern. Wirklich dünkt mich überhaupt nur die klatschnasse Nebelhaut, von unirdischer Dichte.

Um zehn Uhr morgens sind alle Segel gehißt: siedfleischfarbene, protzige Attrappen. Jetzt dröhnen sie wie Motoren im Wind. Das Schiff dreht sich langsam um sich selbst. Ein Delphin pilotiert als Lotse, eine Harpune im Rücken. Ich bin gar nicht erstaunt, denn ich kenne solche Dinge vom Theater her. Als wir den Hafen verlassen, schwindelt mir ein wenig. Das Schiff schlingert einer Wiege vergleichbar.

Der Kapitän ist zusehends verblaßt; durch ihn hindurch sieht man die Plankenritzen wie helle Saiten stehen. Die andern sind eher etwas dichter geworden. Man hat das Gefühl, ihre Körper seien aus fester Masse gegossen. Besonders Saturn, der Erste Offizier, macht einen überplastischen Eindruck. Es donnert, wenn er über die Planken schreitet.

Anubis ist hier Koch. Von ihm erwartet man, er koche in seiner Küche das richtige Geköch, um auch den härtesten Magen weich zu bekommen.

Ich distanziere mich nach Möglichkeit von der Gesellschaft. Sie liegt mir nicht und ist mir gleichgültig. Nur Ödipus, der aus unerfindlichen Gründen auch hier ist, setzt mir hie und da zu, indem er mich mit Fragen bedrängt, deren Beantwortung jenseits seines Verstandes liegen müßte.

Kali ist eine raubtierhaft geschmeidige und elegante Frau. Ich weiche ihr aus, so gut es geht. Es kreisen mir zu viele Sonnen in ihrem Schoße, da will ich doch lieber meinen Durst in den Nebeln löschen. Oft decken mich die Nebel gänzlich zu. Niemand sieht mich dann außer Hermes. Ich mag ihn nicht. Er ist ein Dieb aller Geheimnisse und guckt auch unter meine Vernebelung.

Zerberal ist ein Produkt von mir. Ich habe ihn während der ersten

Tage meiner Fahrt aus Brotteig geknetet und der Kapitän hat ihm Leben eingehaucht. Er ist ein komischer Kerl, liebt mich, aber verhindert mich oft am Alleinsein. Ich habe ihn geschaffen, damit er meine Kajüte des Nachts bewache, denn die Götter bedrängen mich immer mehr mit Fragen, wollen wissen, wohin ich fahre. Oft stellen sie Weihrauch und Myrrhe vor meine Tür. Am Morgen bin ich dann ganz benebelt. Zerberal sagt jeden Tag zu mir:

»Gehen wir weg von hier. Ich verabscheue Götter, Nebel und Wasser! Gibt es denn nichts anderes?«

»Zum Beispiel Feuer«, erwidere ich dann.

»Pfui Teufel!« fährt er daraufhin auf. »Man soll den Nebel nicht mit dem Feuer ausschütten.«

Die Reise dauert nun schon den neunten Tag und der Nebel ist noch nicht seichter geworden. Wenn das so weiter geht, sehe ich nicht ein, warum man eine Reise fortsetzen soll, bei der man nichts, aber auch rein nichts sieht.

Heute hat eine Nymphe einen Ichthyosaurus aus dem Meer auftauchen sehen. Das ist ein gutes Zeichen, denn wir befinden uns genau auf dem Zeitmeridian, wo diese Tiere ausgestorben sind, darum muß bald die Sonne hervorkommen. Schon hängt sie als leuchtend gelbe Scheibe über dem Wasser. Ihre ersten durchbrechenden Strahlen lösen den Kapitän vollends auf. An seine Stelle tritt jetzt Kamma, ein Hindugott, mit lotosgetarnten Liebespfeilen im rosafarbenen Köcher. Erst mißtraue ich seiner Führung. Als aber die Sonne immer wärmer zu strahlen beginnt, gewinne ich Zutrauen zu ihm. Allerdings erlebe ich bald eine bittere Enttäuschung. Ich erfahre nämlich, daß das Schiff aus Wachs gegossen ist. Schon ist der ganze Rumpf etwas in die Breite geflossen, und die Masten sehen aus wie angebrannte Kerzen. In Kürze wird das Schiff vergehen müssen. Saturn ist aus Wut darüber über Bord gegangen. Ich nahm an, seine kompakte Gestalt würde sofort in der Tiefe verschwinden, allein, ich irrte mich. Er schwimmt leewärts auf dem Wasser, eine schöne Statue. Mars, der jetzige Steuermann, behauptet, Saturn sei aus Papiermaché, deshalb versinke er nicht. Möglich, daß er recht hat, doch dünkt mich, er sei von allen noch der echtste.

Heute kommt Zerberal aufgelöst zu mir und sagt, indem er auf den Wachstropfen hinweist, als der unser Schiff noch auf dem Weltmeer schwimmt:

»Bald werden wir im Schleim ersaufen, denn das Meer hat immer mehr Licht getrunken und ist drauf und dran, in wässerigen Saft überzugehen; darin vermag weder Gott noch Mensch zu schwimmen. Nimm dir die Flügel Amors, ich nehme die des prometheischen Adlers, weil ich schwerer bin als du, dann wollen wir uns zusammen in die Lüfte erheben, bevor sie gänzlich verwässert sind.«

Amors Fittiche mir umzuschnallen, finde ich eine Zumutung. Eben will ich Zerberal deswegen anfahren, als der alte Lao-tse lächelnd herbeischreitet. An einer Leine führt er den Vogel Rock, um ihn mir als Flugzeug anzubieten. Dieser Einfall gefällt mir gut. Ich setze mich zwischen Rocks Flügelpaar, kralle mich an seinem Halse fest und überlasse ihm meine Sporen. Mit Windeseile saust er in die Höhe, spaltet sich, läßt mir seine Flügel und fällt wie ein Stein in die Tiefe.

Erst umkreisen mich krähende Wolken, dann zerstieben sie in alle Winde. Ich schwebe im Numen, außer mir ist nichts. Leere! Leere! Ich bin alleine. Niemand kann so alleine sein.

Ich schreie: »Wer bin ich? Wer bin ich?«

»Ich! Ich!« widerhallt ein Echo aus grenzenlosen Räumen.

»Wer bist du?« schreie ich. »Wer bist du?«

»Du! Du!« widerhallt es.

Jetzt erfaßt mich unsagbare Hoffnungslosigkeit. Die Flügel klatschen welk an meine Lenden. Ich falle, falle.

Auf einer ragenden Bergspitze sehe ich einen leuchtenden Buddha sitzen; er spielt mit seinem weißen Herzen.

»Hilf mir!« rufe ich ihm zu. »Hilf mir!«

»Irr, irr«, ruft es zurück.

Ein greisenhafter Vogel gleitet vorüber.

»Bist du Gott oder Tier?« frage ich. »Gott oder Tier?«

»Irr, irr!« hallt es zurück. Ich falle, falle.

Zerberal fängt mich im Sturze auf und zieht mich auf den Wachstropfen. Der ist kaum noch größer als ein Teppich. »Wo sind alle andern?« frage ich ihn.

Er macht eine verächtliche Gebärde.

»Weg sind sie alle, weg, spurlos zerstoben.«

Die Wachsschale schrumpft immer mehr zusammen. Licht und Wasser haben sich zu einer Einheit verbunden. Wir schweben in einem feurig flüssigen Brei.

Die grenzenlose Leere füllt jetzt mein Inneres aus: Numen! Numen!
Ich fühle, wie ich mir entgleite.

»Ich bin verloren!« stöhne ich. »Ich bin verloren!«

In dieser Not legt Zerberal ein Ei.

Ungeachtet meiner Lage betrachte ich es ziemlich mißmutig. Es sieht folgendermaßen aus:

Ich bin das alte Ei mal Ei

Ich bin das alte Ein

Das Ende muß der Anfang sein

Drum ist es einerlei.

Ich finde das Ei ausgesprochen häßlich und bestehe darauf, daß man es zum Bebrüten noch eine Weile in die Sonne lege. Nach drei Minuten platzt es und folgendes zeigt sich:

Ei! Ei! Ei!

Ei! Ei! Ei!

Ei! Ei! Ei!

Ich trinke den Inhalt aus und werfe die Schalen über Bord. Seitdem bin ich geläutert.

Das hat Zerberal bewirkt, den ich selbst erschaffen habe.

R. J. HUMM
KIKERIKI ZUR KARIKATUR

karikatur	kurtarika	turkariku	arkarutik
rutakirak	takirakur	rikatarku	arkiturak
kakiratur	kikuratar	kartiraki	karukitar
kiratakur	ratarkiku	rartukaki	turkakari

Wer diese Anagrammenfolge aufmerksam liest, der wird begabt für die Karikatur.

»Der dritte Teil der an den Schreibtisch gefesselten Gelehrten und Staatsdiener ist körperlich anbrüchig und dem Dämon der Hypochondrie verfallen. Hier täte es not von oben her einzuwirken, um wenigstens künftige Generationen vor ähnlichem Verderben zu schützen« – sagte Goethe im Jahre 1828. »Von oben her« tat es im Verlauf des 19. Jahrhunderts dann die Karikatur. Sie zeichnete alle diese Karturaki und Rurtakaki wie sie waren, in der Hoffnung sie gerade zu biegen.

Es gibt Menschen, die wie geborene Karikaturen sind. Aber gibt es auch Menschen, die sich als geborene Karikaturen *fühlen*?

Ein Pinguin ist eine geborene Karikatur. Weil er die Idee des Menschen erweckt. Eine Karikatur geht aus von der reinen Idee des Gegenstandes.

Die reine *Einfalt* wurde von Karikaturisten oft gezeichnet, aber die *reine* Einfalt noch nie. Sie ist der Bezugspunkt. Die platonische Idee. Karikaturisten sind Platoniker.

Der Karikaturist ist also ein Platoniker, ein Idealist. Er sieht nicht gegenständlich, naturalistisch, direkt, sondern er geht mit einer Idealvorstellung an die Welt heran, und dann läßt er diese an jener heruntersausen.

Anders gesagt: Der Karikaturist ist geladen mit einem positiven Potential von großen Idealen. Berührt er damit die Welt, so zerblitzt sie ihm ins Groteske. Denn sie ist ja nie ideal.

Der Karikaturist lebt vom Glauben an ein Absolutes.

Karikaturisten sind Puritaner.

Will man hinter die seelische Struktur gewisser Karikaturisten kommen? Man erinnere sich an Stiellers Porträt von Goethe. Es ist keinem intelligenten Menschen möglich, an dieses Ölbildnis zu denken, ohne gleich die Karikatur davon zu sehen. Gewisse Karikaturisten arbeiten ebenso: erst überhöhen sie, dann persiflieren sie die Überhöhung. So etwa Daumier: erst sah er das Ding pathetisch, dann wendete er das Pathetische ins Groteske.

Der ventre législatif hat Daumier erst einmal imponiert. Dann ist bei ihm und an ihm das Imponierende abgeblitzt.

Historisch gesehen: Erst war die Novelle da, dann die Karikatur. Das burleske, novellistische Sehen der Umwelt ergab sich in Italien am Fuß der hohen Türme, der Divina Commedia. Mitten im Alltag, unter erhabenen Idealen. Damals war noch alles schlank und spitz. Es bedurfte der Dickwanstigkeit der Spätrenaissance, damit auch die bildenden Künstler anfangen, die Welt burlesk zu sehen.

Mit der Novelle hat die Karikatur auch gemein, daß sie nicht darstellen, sondern erzählen will.

»Es ist aber wunderbar, wie süß es in Arabien riecht!« Die Komik einer solchen apodiktischen Behauptung (von Herodot) ruft der Karikatur.

Man hat vermerkt, daß Karikaturisten nie sich selber karikieren. Raymond La Fage soll eine der wenigen Ausnahmen gewesen sein. Das kommt: Ein Karikaturist hat primär keine ideale Vorstellung von sich selber. Wie könnte er sich persiflieren?

An den Antipoden des Karikaturisten steht der Clown. Dieser gestaltet sich selber zu einer Karikatur. Darum das Massige, Bleierne seines Temperaments. Ein gefrorener Mensch, der aber im stillen eine hohe, ideale Meinung von sich hat. Er wird sie nie aussprechen. Aber sie zeigt sich uns in seiner Melancholie.

Alles Lachen dient der Selbsterkenntnis.

Wir Menschen sind aufgewachsen in einem Meer von Gelächter.

Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte einen einzigen Menschen, von dem sich keine Karikatur machen ließe.

Es gibt Porträtkarikaturisten, Witzkarikaturisten, Ideenkarikaturisten.

Ein Porträtkarikaturist muß ein merkwürdiger Mensch sein, sofern er die angeborene Anlage wirklich hat, jeden von uns karikatural zu sehen: Einer, der sich dauernd vor Lachen krümmt. Wie sieht er seine Frau? Wahrscheinlich überhaupt nicht. Er einverleibt sie der eigenen Psyche, macht sie sich identisch.

Oder kann man wirklich mit einem Menschen verheiratet sein, der einem fortwährend wie eine Karikatur vorkommt?

Seltsamer Ausspruch eines Karikaturisten: »Wenn alle Schriftsteller zeichnen könnten, gäbe es keine Literatur mehr.« Der Gegenbeweis ist Victor Hugo, der ein genialer Karikaturenzeichner war und dabei unendlich viel geschrieben hat. Die Literatur erschöpft sich eben nicht in Schnurrpfeifereien, und dann ist durch das Festhalten einer Situation bei weitem noch nicht alles gesagt. Vielmehr sind die Figuren eines genialen Karikaturisten immer zugleich personaggi in cerca d'autore. So etwa die sieben nach oben schauenden traurigen Gestalten in »Umgang mit Menschen« von Saul Steinberg (von dem der Ausspruch stammt).

Läßt sich ein Karikaturist karikatural sehen? Saul Steinberg war der Sohn eines Pappschachtelfabrikanten. In Mailand verkehrte er viel im Café »Grillo« (Grille) und traf dort fast täglich die Zerrbildzeichner Zavattini (Schlarpchen), Mosca (Fliege), Manzi (Rind) und Manzoni (Großrind). Es wurde der Vater der modernen Karikatur.

Zerrbildzeichner: so verdeutscht Wilhelm Raabe Karikaturist (in der »Sperlingsgasse«).

Die Kinderzeichnung ist keine Karikatur, weil ihr die Absicht und die Bewußtheit fehlen. Aber mit dem Kind haben die meisten Karikaturisten das Gefühl für das Wunderbare gemein.

Die Azteken meinten nicht, mit ihren Fratzen Karikaturen zu machen; auch bei uns merkte man vor hundert Jahren noch nicht, daß die kastellartigen Speiseschränke die Karikatur eines Möbels waren.

Haben Karikaturisten Farbensinn? Daumier, Varlin, Steinberg...

Wichtig ist der Strich, die Kontur, die Komposition. Der beste Einfall taugt nichts, wenn Strich, Kontur, Komposition nicht befriedigen.

Schelmereien: Spitzweg, Busch, Effel, Lindi, Flora...

Der Scurrilitätenzeichner. Kann man ihn noch Karikaturist nennen? Doch. Insofern er nämlich das Geheu in einem menschlichen Gehirn glossiert. Der Mensch schafft ja nicht nur Pyramiden, gotische Dome und die Neunte Symphonie; sondern er hat in seinem Schädel auch Einfälle wie: ein Nilpferd öffnet seinen Rachen, und das erinnert ihn dann an ein Klavier (Hoffnung). Es ist die Karikatur der paradoxen Geistesinhalte und ein Analogon zur Situationskomik.

Paul Flora ist einer, der den Eindruck, den er von der Welt hat, veramüsiert.

Wann ist ein Karikaturist ordinär? Wenn er herzlos ist.

Dubout? Bei Dubout ist die Karikatur eine Privatangelegenheit.

Der böseartigste aller Karikaturisten ist Hogarth. Bei Georg Grosz ist die Niedertracht nur gemacht und auf die Dauer langweilig. Hogarth hingegen ist in sich innen ordinär und ein wirklicher Menschenhasser. Das abscheulichste Buch in meinem Bücherschrank: Hogarths Zeichnungen glossiert von Lichtenberg.

Eine gute Karikatur muß sein wie das Ei des Columbus.

Im Schwäbischen sagt man: »Sie sind verliebt bis über die Bahnwärtertäfele.« Damit ist in Worten eine Karikatur gezeichnet. Für Augen sagen sie: Salzbüchse. Ist das nicht fast wie von Effel?

Wir leben in einem karikaturistischen Zeitalter. Mit einer Witzzeichnung werden die besten Produkte angepriesen. Viele Karikaturisten sind zugleich Werbegraphiker. An der Brüsseler Weltaus-

stellung hat Saul Steinberg im Pavillon der USA ein karikaturales Wandbild angebracht. Es war das Zeugnis eines selbstsicheren Landes.

Die Karikatur ist uns Literaten ein Trost. Einst beherrschten wir die bildenden Künste vollkommen. Das ist dahin. Aber die Karikatur! Sie kann niemals ungegenständlich werden, sie muß figürlich und erzählerisch bleiben. Aus Dreiecken, Kreisen, Flecken lassen sich keine Karikaturen zeichnen, höchstens Drudel. Der Trost ist mager, doch hat die Karikatur dafür ein zähes Leben!

Eine der ersten Zeichnungen, die meine Frau von mir machte, als wir noch verlobt waren, war eine Karikatur. Es wurde eine ausgezeichnete Ehe.

WILHELM LEHMANN · DICHTUNG
ERRUNGENE GEGENWART

Rede, gehalten bei der Entgegennahme des Schillergedächtnispreises
am 8. November 1959 in Stuttgart

MEINE Damen und Herren. Es ist nichts Kleines: das Land Baden-Württemberg hält einen norddeutschen Mann für einer hohen Auszeichnung würdig, des Schillergedächtnispreises, und zwar gerade dieses Jahres. Ich bin mir des Besonderen wohl bewußt und danke diesem schönen Lande und seinen guten Geistern – bewegten Sinnes.

Sobald ich, aus dem Norden südwärts fahrend, eine gewisse Linie passiere, befällt mich eine kleine Beklommenheit. Ich komme mir plötzlich wie ein nichtversetzter Schüler vor, denn, ach! ich Unglücklicher habe eine bestimmte Lautverschiebung nicht mitgemacht, die nämlich, die, geheimnisvoll genug, das hochdeutsche Hochdeutsch vom niederdeutschen Hochdeutsch scheidet. Ich meine den spitzen Stein des Anstoßes.

Als der dreiundzwanzigjährige Schiller den Mannheimer Theaterleuten den »Fiesco« vorlas, begegnete ihm kältendes Schweigen. Als er fertig war, reichte man wortlos Obst und Erfrischungen, und einer der Schauspieler schlug ein Bolzschießen vor. Die Ursache? Die zu schwäbische, dazu noch heftige Aussprache. Aber – jedenfalls hat Schiller geschwäbelt. Ich kann's nicht, nicht einmal mit Schpitz und Schtein. Was bleibt mir übrig, als Sie zu bitten, ein Ohr zuzudrücken, wie es Eduard Mörike sicher getan hat, als ihn, vor einhundertvier Jahren, der Husumer Theodor Storm hier in Stuttgart besuchte, – und erst hernach zu entscheiden, ob Sie den Schüler für versetzt erklären können oder nicht.

Wenn ich mich Ihnen nun selbst vortrage, so geschieht es aus dem Wunsch, mich auch demjenigen unter Ihnen verständlich zu machen, den der Entscheid der Jury verwundert haben mag; dann aber aus der Überzeugung, daß, wenn man in einen wahrhaft tätigen Menschen

langt, man nicht einem schicksallos schweifenden Subjekt, sondern einer Sache begegnet, ich also, wenn ich von mir spreche, von ihr spreche.

Existenz, auch heute noch meist einem hingerissenen Menschenpaar geschuldet, ist auf jeden Fall ein merkwürdiges Geschenk. Zwingt es nicht zu einem Dank, mindestens zu jener *politesse envers la création*, von der Jean Giraudoux spricht? Oder fällt man mir ins Wort: in eine so bittere, teils kalte, teils hitzige Zeit hineingeboren zu sein, das sei keiner Höflichkeit, geschweige eines Dankes wert? Es gibt hier keine Leidlosigkeit. Walther von der Vogelweide erfuhr: Ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben. Aber mit der Briefstelle des Freundes Werner Kraft erwidere ich: »Wo Verzweiflung eine Konvention wird, wie vielfach heute, wirkt sie lächerlich. Wo sie jedoch ernst gemeint ist, muß sie auch das zeigen, woran zu verzweifeln nicht möglich ist. Eine gewöhnliche Redensart ruft: was uns wohl noch alles blühen werde!?: Antwort: es werden uns auch Rosen blühen«.

Mir scheint, Leben bedeutet nicht ohne weiteres Dasein. »Die meisten Menschen sind, wie Leibnizens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Existenz.« Wir bewegen uns in den verschiedensten Gegenden der Daseinsempfindung. Was im Reich der Phänomene dem einen wirklich ist, ist dem anderen unwirklich. Aber es sucht jeder von uns seine Wirklichkeit und die seines Gegenstandes. Sie zu finden, dazu verhilft die Dichtung, sie, die kein Nebenbei, kein zufälliger Schmuck ist und die Bemühung eines ganzen Lebens braucht, um wirklich zu werden. Dichtung erzeugt, wenn nicht Leben, so Dasein. »Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf«, das ist Überschwenglichkeit des jungen Baccalaureus, aber Dichtung infiziert mit Dasein. Sie läßt uns ein in eine Welt ohne Abstraktion, Welt der bloßen Berührung, auch von Himmel und Erde. Unser Leben ist, Jean Paul zufolge, eingewickelt in ein Scheinleben. Das läßt sich auch so ausdrücken: Unsere Sprache ist eingewickelt in eine Scheinsprache. Geschäft der Dichtung ist, das eine aus dem anderen hervorzulocken, mag es sich auch noch so tief verborgen halten. Das erfordert heute kräftigere Anstrengung als je. Mit der zunehmenden Entsinnlichung der Welt will uns ihr Sinn verschwinden. Er ist schwierig festzuhalten in einer aufgelösten Umgebung, die schon lange kein begrenzter Kosmos mehr ist, in einer zerbrochenen Gesellschaft, die keine echte, erleichternde Konvention mehr kennt oder setzt. Einst, in einer geordneten Sozietät, bedeutete Konvention als eine

alle Empfindungs- und Vorstellungsinhalte arrangierende Übereinkunft ein hohes Lob und bekam der Einzelgänger, der Outsider, einen bösen Namen; seit langem aber bedeutet unkonventionell dieses Lob; jedermann strengt sich an, so originell wie möglich zu sein, und wir urteilen verächtlich, an diesem Menschen, an jener Sache sei nichts Besonderes. Wir nennen uns ein wissenschaftsgläubiges Zeitalter, es gibt Menschen, die vor gewissen Formeln knien. Wir vergessen vor der Sucht nach Gewißheit, daß auch Wissenschaft, daß auch Wirtschaft ihre Wurzeln aus der Phantasie zieht. Aus was anderem entsteht z. B. die Medizin als aus der Phantasie für die menschliche Konstitution? Jedenfalls aber gilt: ,die wissenschaftliche Tat ist nur so weit vollbracht als das Individuelle zurücktritt, und die künstlerische nur, soweit als das Allgemeine verschwindet.' Das Allgemeine erhält sich von selbst, das Einzelne, das Konkrete, leicht verderblich wie reifes Obst, wird jeden Augenblick Beute der Flüchtigkeit. Seiner nimmt sich die Dichtung an, indem sie es in das Staunen, in das Erschrecken, in das Entzücken bettet und rettet.

Goethe tadelte an gewissen Versen, sie seien nur gedacht. In den an den aufgehenden Vollmond gerichteten Versen gehören Ort und Zeit, Dornburg, am 25. August 1828, ganz und gar dazu. Es gibt Gedichte, die müssen auch mit den Füßen gelesen werden. Ein Gedicht ist ein Stück geordneter Sinnlichkeit als des den Phänomenen benachbartesten Vermögens. Das kann wohl nicht von jeder Gattung der Lyrik gesagt werden; will man aber gegen solches Plädoyer für die Sichtbar-, für die Empfindbarkeit überhaupt einwerfen, wo denn da das Gedankliche, gar das Metaphysische bleibe, erwidere ich, daß es im Geschauten, im Gehörten so steckt wie die Blausäure im Kirschkern, der wiederum im Fruchtfleisch haust. Betreiben wir schon das Geschäft der bloßen Wahrnehmung in liederlicher Weise, meinen wir doch meist zu sehen statt zu sehen, wie selten vollends ist ins Wort gehobene Sichtbarkeit. Vermeintlich Vertrautes aber wie zum ersten Male sehen, das zu bewirken, das ist die Kunst. Ist Dasein wirklich dargestellt, brauchen wir um sein Pathos, um seine Metaphysik nicht zu bangen.

Apokalyptische Zeiten wie die unseren verlangen gierig nach dem Letzten, und gar auf direktem Wege, ohne Seitenpfade, ohne Aufenthalte, ohne Vorletztes. Der Umweg aber ist der Weg des Geistes überhaupt, er ist ganz gewiß der Weg der Poesie. Das Unmittelbare läßt

sich nicht unmittelbar treffen. Vor lauter Ungenüge, aber auch vor falscher Bescheidenheit der bloßen Verständigkeit mißverstehen wir den Dichter als Prediger, Moralisten, Philosophen, Theologen. Manbürdet ihm Lasten auf, die zu tragen sein Rücken nicht gemacht ist. Überanstrengte Dichtung! Bleibt sie nicht im Grunde ein hohes Spiel? Wie herrlich, wenn die Dichtung die Tiefe nach oben hebt! In der Frühzeit mag der Dichter all die genannten »Ämter« in sich vereinigt haben. In einer späten, müden, hochkomplizierten Zivilisationswelt eint Dichtung mindestens immer wieder, was das entwickelte Denken zertrennt. Sie weilt dabei nicht im luftleeren Raum, vielmehr teilt ihr die Luft, in der sie lebt, alle Schwingungen des Geistes mit. Es ist ihre Sache, das ihr Fruchtbare sich anzueignen. So wenig sie einen asozialen Eigensinn darstellt, so wenig braucht sie taub zu sein gegen Forschung. Da ihr Instrument die Sprache ist, horcht sie auf das, was Sprachwissenschaft ihr geben kann. Kant noch hat die Sprache auch nicht der flüchtigsten Prüfung unterzogen. Wie genau ist ihr heute auch die Philosophie auf den Fersen und schaut sie den Lyrikern über die Schulter. Gerade die Lyrik soll uns nicht Sand in die Augen streuen. Alle Theorie aber verschlage ihr nicht den Atem und verderbe ihr nicht die Fähigkeit des Nichtwissens.

Es sei an allgemein Bekanntes, also Unbekanntes erinnert. In jener großartigen Unterhaltung sagt der eine, die Dichtkunst verlange im Ausübenden »eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt«, und entgegnet der andere, die poetische Behandlung müsse »in der Reduktion des Beschränkten auf ein Unendliches« bestehen. Zugleich bekennt dieser andere: »Mir fehlt das Objekt, der Körper zu mehreren spekulativen Ideen«. Es sei mir erlaubt, diesen Ausdruck zu benutzen. Mir hat es niemals am Objekt, am Körper gefehlt. Die physische Umwelt hat mich, seit ich die Augen öffnete, in Bann geschlagen, und mein Leben kommt mir wie ein in ihre Richtung geschossener Pfeil vor.

Man betont heute als am Tage der Technik und der Perfektion auffällig gern das Machen von Versen. Daß das eine Arbeit ist, wußte und sagte bereits Clemens Brentano, gerade er, bei dem man alles angefliegen wähnt. Paul Valéry's Denken ist, aufständisch gegen Erweichung und Schwulst der Romantik, geradezu beherrscht von der Abneigung gegen die Inspiration als einen willenlosen, des Menschen unwürdigen

Zustand. Mir scheint bewußte Arbeit als konstituierendes Element zauberhaft selbstverständlich, die ihr vorausgehende und sie vom ersten bis zum letzten Verse durchwirkende Besessenheit, des Verfassers von seinem Gegenstand, noch zauberhafter selbstverständlich. Die Umwandlung des Durchlebten ins Wort darf nicht Vergewaltigung, sondern muß sanfter Zwang sein; manches Gedicht geht an der Vorlautheit des formenden Willens zu Grunde, als Geburt des Willens mehr denn der Phantasie. Die Sprache ist selbst die größte Dichterin, und wenn Valéry bemerkt, das sei unser Nervensystem, so ist das eine Tautologie, denn dieses erschuf und erschafft sich jene. Welch ein Unterfangen, einigen wenigen Zeilen ein Stück Dasein anzuvertrauen, in rhythmischer Sprache das Gleichgewicht zu finden zwischen Disziplin und Abandon, damit jenes Hingenommensein sich bewahre; das Idiom zu erobern, in dem die Erscheinungen sich wohlfühlen können. Welche Mühe gegen die jeden Schritt, jeden Augenblick umlauernde Scheinsprache; gegen die zerfallende Vielheit der Eindrücke, gegen die Weitschweifigkeit, aber auch gegen die Kürze, die statt zusammenzufassen zerdrückt und Unverständlichkeit für einen Gewinn hält; Mühe um die Einfachheit, die nur gilt, wenn sie Kompliziertem abgewonnen wurde; um die wahre Geselligkeit der Worte, Wörter, Sätze, Zeilen, Strophen. Alles, damit ein Stück Dasein Gedicht werde, d. h. etwas, was, vor und nach allen räsonnierenden Überlegungen, als rhythmische Einheit auf den Hörer zuströme, berückend und entzückend, die Vielfalt in der Einfalt, das Geheime im Offenbaren erhaltend – denn außer der Technik und der Perfektion gibt es die Kunst und die Vollkommenheit.

Im Älterwerden beschäftigt man sich, Fontanesch zu sprechen, ungesucht auch mit der Theorie der Dinge. Die hat, zumal die poetische, auf ihre Weise nur so viel Wert wie ihr Nährboden, die Praxis, Wert zeugte. Alles, was ich über Dichtung zu sagen habe, bitte ich Sie, durchdrungen zu halten von der Überzeugung, daß alle Kunst Kraft ist, daß man sie nicht versteht, wenn man sie nicht als solche versteht, und daß sie als Kraft immer Gegenwart ist, von der Überzeugung mithin, daß *alle gelungenen Gedichte modern sind*.

Gedichte in weitem Sinne sind übrigens auch einige meiner epischen Arbeiten, als Auseinander- und Ineinandersetzung von Mensch und Natur, von einem lyrischen Unterstrom getragen. Der Roman »Ruhm

des Daseins« stellt dar, wie dichterische Existenz im schwierigen, verfilzten Heute sich zu behaupten versucht. Die poetische Profession ernährt ihren Mann nicht. Ich ergriff einen bürgerlichen Beruf, um nicht mit Frau und Kindern zu verhungern. Erst als Sechzigjähriger habe ich über einen kleinen Kreis von Freunden hinaus einige Anerkennung gefunden. Zwar wundere ich mich, daß so viele Menschen ohne Dichtung auskommen. Aber ist es nicht eine unpoetische Idee zu erwarten, daß viele Menschen für Gedichte Geld ausgeben sollten? Auch zürne ich nicht jenem anderen Beruf, außer darum, daß er mir viel Zeit geraubt hat, denn ohne ihn hätte ich kostbare Erfahrungen nie gewonnen.

Jenes Hingenommensein nun, ich erfuhr es bereits als Knabe. Die Ulmen lassen eigentümlicherweise, aus nicht erkennbarer Ursache, oft bei heiterem Wetter, plötzlich Äste fallen. Ich sehe mich im mütterlichen Garten auf dem Rücken liegen und in das Laub der Ulme über mir starren. Da geschieht's: ein zum Glück leichter Ast löst sich und fällt durch die brütende Stille neben mir nieder. Gibt mir jemand ein Zeichen, ein Wissender dem Unwissenden? Ein Geisterlachen erscholl. Saß unsichtbar Merlin über mir im Sommerlaub? Lachte er mich aus oder lachte er mir zu? Er siedelte sich dann in meiner Dichtung an.

Dem Kinde wird alles geschenkt: es weiß noch, der Erwachsene weiß nicht mehr und muß sich den verlorenen Daseinstraum erst wieder erobern. Mich der Phänomene, ihrer hinreißenden Vielfalt, ihrer bezaubernden oder erschreckenden Geschehensweise mit Sprache zu versichern, das wurde mein Los, mich im erstaunlichen Diesseits einigermaßen auszukennen, mein dringliches Geschäft. Von den Dingen zur Sprache, nicht umgekehrt, Mallarmésch. »Hat es die Vernichtung eilig, Seid mir, Erdezeichen, heilig!« Die Wesen, die Dinge, Mitbewohner des Planeten sehen mich an. Ihre Gegenwart belagert mich. Sie sind mir da. Sie verlangen nichts von mir, aber ich verlange, sie möchten dulden, daß ich eines Augenblicks, eines Grades ihrer Rätselhaftigkeit inne werde. Vergebliches Bemühen? Dann eine Vergeblichkeit, die sich lohnt. Notwendigkeit, Verhängnis, weitaus mehr Schicksal als Wille. Glück und Unglück waren für mich entschieden. »Kein Tag automatisch, kein Tag träge, kein Tag nur deshalb, weil ihm einer vorausgegangen ist.« Wer, außer den großen Meistern, dürfte das von sich sagen? Was Oskar Loerke im Nachwort zum »Silberdistelwald« mir schrieb, gefällt mir unter allen Würdigungen meines Werks noch heute am

besten. Hermann Kasack und ich waren zu Silvester 1934 Loerkes Gäste, und er las mir vor: »Ich lernte bei Dir das immer wieder geschehende Jüngste Gericht gewahren. Ich lernte bei Dir: Im Dasein des grünen Gottes (kühler und weniger bestimmt gesagt: der Natur) – in seinem bloßen Dasein als dem währenden Vollzug seiner Gesetze liegt dieses Gericht: das mildeste und härteste, das denkbar.«

Es mag Menschen geben, die der Dichtung deshalb nicht bedürfen, weil sie, so in das natürlich webende Dasein versenkt, so von ihm aufgesogen, selbst Poesie ausstrahlen, selbst Poesie sind, gewissermaßen in einer Frühzeit leben, in der Sprechen schon Zaubern bedeutete, von Schreiben gar nicht zu reden. Aber wir anderen, aus dem Paradies Vertriebenen? Entschuldigt die Entschuldigung, die heutige Lebensform begünstige nicht mehr das Lesen von Versen, sondern das Durchblättern von Illustrierten Zeitungen? Dazu scheint in Widerspruch zu stehen, daß es heute eine Fülle von sogenannten Gedichtinterpretationen gibt. Sind wir der Dichtung überhaupt so entfremdet, daß uns sogar die Zeile »Die linden Lüfte sind erwacht« wie ein etruskischer Text vorkommt? Man wird mir entgegenhalten, die moderne Dichtung sei schwierig. Mag sein, aber die alte ist's dann auch, und wer sich überhaupt von Dichtung nährt, wird auch das Wahre im heutigen Versuch als Spürhund mit eigener Nase entdecken. Nichts sei gegen gescheite, den Gehalt produktiv mehrende Erläuterung gesagt, doch wenn sie Gedichte im Dienste irgendeines Systems, irgend einer Weltanschauung, also im Dienst von etwas Außerdichterischem vernutzt, entsteht Unheil. Der unselige Ausdruck »Gedanke eines Kunstwerks«, darauf machte Th. W. Danzel zuerst aufmerksam, stiftet Schaden. In einem Kunstwerk, zumal in einem Gedicht, gibt es gar kein Wesentliches und Unwesentliches. Es ist ein Grundaperçu. Daß etwas nicht Gedanke blieb, sondern Gedicht wurde, das ist des Grundgedankens Grundgedanke. Da auch im rein lyrischen Gebilde, muß er darin auch zu einem Klangkörper umgeschmolzen sein, ein epischer Kern steckt, braucht man nicht zu fürchten, es zu zerstören, wenn man es sozusagen erzählt. Gelungene Gedichte sind ebenso widerstandsfähige wie zarte Gebilde. Ich werde daher nichts tun als einige Materialien vor Ihnen ausbreiten, so kurz wie möglich, Umstände erzählen, derart, daß in Ihnen die Empfindung rege werden möchte: »So, daraus könnte, daraus müßte eigentlich ein Gedicht entstehen.«

Die heimische Landschaft breitet sich in starken Gegensätzen hin: Hochliegende, karge Heidestrecken, Sandboden, die Geest; im Westen tief gelagertes Weideland, die Marsch, in unabsehbar zum Meer hin verdämmernder Weite; im Osten mit schönsten Buchenwaldstücken bestandene wellige Moränenlandschaft. Ich wandere über einen solchen Moränenrücken. Die Dörfer liegen weit verstreut. Die Gegend erscheint wie geschichtslos. Der Blick kehrt in die Enge. Streift die Hand die Wegehecken, scheucht sie die mit ausgebreiteten Flügeln angeklammerten Stachelbeerspanner auf, die, schwarz-weiß-gelb gefleckt, bajazzfarben, auch Harlekin heißen. Zuweilen kommt ein Pferdegespann daher, eine vergehende Lebensform erobert sich ihre Gegenwart zurück.

Unberühmter Ort

Septemberpause, da schweigt der Wind.
Unter hohem Himmel, bei Hafergebind,
Chronist, memorier
Geschwindes Jetzt, veränderliches Hier.

Den unberühmten Ort
Bemerkte kein schallendes Wort.
Nie hat er Charlemagne gesehen,
Auch keine Schlacht ist ihm geschehn.

Die Hecken tapeziert der Harlekin mit Flügelseide;
Sie stünde Kaiser Karl wie Hermelin zum Kleide.
Der Apfel bleibt liegen, wohin er fiel.
Den Sand des Weges schlitzt ein Bauernwagen.
Die Stare sammeln sich. Sie halten Konzil.
Hör zu, Chronist, schreib mit, was sie sagen.

Das könnte auch »Natur und Geschichte« heißen. Was ist diese gegen jene? An der Stelle der Geschichte herrscht der Mythos als die erzählerische Inbrunst unserer Erde. Ohne ihn wäre sie fassungslos. Als charakteristische, immer wiederholte, menschlich und außermenschlich verständliche Situation meldet er sich, zeitlose Gegenwart, überall in meiner Dichtung an.

Ein glorioser Sommer zieht Abertausende von Menschen aus den Städten ans Wasser: See und Meer: Wannsee, Blankenese, Ostia. Den auf seine Illusionslosigkeit stolzen Heutigen, den späten Zivilisationsmenschen, fangen Luft, Licht, Laub und Wasser ein. Leib an Leib drängt sich den Strand der See entlang. Wimmelnde Menge. Stoff für Statistiker, Stoff für Soziologen, Stoff für Verse: Den Einzelnen graut vor der Masse. Er flüchtet in die Wohltat des Alleinseins. Aber – ist Einzigkeit nicht das Vorrecht jedermanns? Jedem, den nach ihr verlangt, bietet sich die Einsamkeit, am nächsten Wegeknick, an jedem Gartentisch. Fassen wir es so, brauchen die Begriffe »Publikum« und »Lyrik« einander nicht auszuschließen.

Es ist August, der Monat unserer Breiten. Ein großer gelber Bus nimmt die Kurve der Chaussee, er nimmt sie sehr kurz, und in die offenen Fenster des Wagens biegt sich das hohe Ahorngebüsch des Wegrandes. Es sieht drinnen einen weißen Schimmer, ein Mädchen unter vielen; es sieht sie, die Eine, und meint alle. Verse stiften eine selige Sozietät, gewoben aus Einsam- und Gemeinsamkeit:

Die Eine

Den Reisebus
Streift Laubeschuß.
Das Laub weiß im Wagen die Eine.

Siefährt ans Meer.
Schon grüßt es her,
Vorfreude ist ihre wie seine.

In die Welle getaucht,
Hört sie, es haucht
Das Wasser: »Bleib bei mir, Undine.«

Brombeere schwillt,
Ihr zugewillt,
Für ihren Mund honigt die Biene.

Niemand hat Mut,
Wer aus Fleisch und Blut,
Zu berühren sie mit Verlangen.

Dryadisch verwandt,
Umtantzt, Korybant,
Der Wald ihr die Hüften, die Wangen.

Ich gehe eines Spätnachmittags an einem Gehöft vorbei. Ein septemberwidriger Sturm hat vom Staket die Kletterrosen gerissen; sie liegen als lange Purpurschnur über die Straße gestreut. Der glühende Rest drängt sich meinen Augen auf als ein energisch-zartes Zeichen des Abschiednehmens. Welche Gelegenheit schönster Anwendung der Sprache, Gelegenheit, gegen die undankbar zu sein, Wahnsinn wäre! Instrument sein zu dürfen, auf dem die Phänomene sich spielen! Alle Umrisse so ätherisch wie fest. Ein Mahlstrom von Empfindungen, Vorstellungen, Wortfolgen schlingt mich in seinen Sog. Es bildet sich, ohne mein Zutun, mit meinem Zutun, rhythmische Verkettung. Sie löst, sie fügt sich. Der wägende Verstand prüft, ob der Ausdruck dem Eindruck standhalte. Die Tage arbeiten: »Teuflisch werd ich geplagt / Von dir, unruhiger Stift; / Ein Wort nur läßt er stehn / Von neun oder zehn seiner Schrift; / die Last dieser zehn oder neun / Trägt das eine bleibende Wort. / Seinethalb scheute der Stift / Nicht neun-, nicht zehnfachen Mord.« Nach vielem Hin und Her Ergebnis der langen Mühe? Drei kurze Strophen mit dem Titel, der durchaus mit Gedichtinhalt ist:

Testament des Sommers

Mach mich schön, spricht Sommertag.
Ehe ich verscheide,
Streue als den letzten Putz
Rose ihre Seide.

Meines Leichenhemdes Naht
Nähe dünner Faden.
Ihn zu spinnen, müßtest du
Seidenraupe laden.

Lösen mich die Lüfte auf,
Soll es niemand klagen,
Unbekannten Dichter laß
Ein paar Verse sagen.

Ich bin gemeiner Soldat des ersten Weltkrieges gewesen. Meine erste Novelle beschreibt das Leiden und den Untergang eines Kriegsfreiwilligen; ein ungedruckter Roman, »Der Überläufer«, Krieg und Gefangenschaft im ödesten Teile Frankreichs. Das Hitlerregime unterwies den Sechzigjährigen auf dem Exer von Eckernförde zum zweiten Male im Gebrauch des Gewehrs. Die Reichsschrifttumskammer erklärte mich für »unerwünscht«, man machte mich lächerlich und bewarf mich mit Schmutz. Die Erzählung »Der stumme Laufjunge« stellt das Flüchtlingselend dar, die Zerrüttung nach 1946, wie ich sie in und an der kleinen Stadt erlebte, in der ich wohne. Immer wieder sucht der Urfriede eines natürlichen Daseins die Qual des von Menschen Angeordneten zu durchdringen, immer wieder befiehlt sie ihn:

Auf sommerlichem Friedhof 1944

In memoriam Oskar Loerke

Der Fliegenschnäpper steinauf, steinab.
Der Rosenduft begräbt dein Grab.
Es könnte nirgend stiller sein.
Der darin liegt, »erschein, erschein!«

Der Eisenhut blitzt blaues Licht.
Komm, wisch den Schweiß mir vom Gesicht.
Der Tag ist süß und ladet ein,
Noch einmal säßen wir zu zwein.

Sirene heult, Geschützmaul bellt.
Sie morden sich: es ist die Welt.
Komm nicht! Komm nicht! Laß mich allein,
Der Erdentag lädt nicht mehr ein.
Ins Qualenlose flohest du,
O Grab, halt deine Tür fest zu!

Ich bin beim Adieusagen und wiederum beim Dank angelangt. Ich durfte zwei Monate Gast der deutschen Akademie in der Villa Massimo sein. Adieu und Dank lauten:

Im Boden verschollen
Triumphgeschrei, Geheul und Gelächter,
Alle Opfer und alle Schlächter.
Dann weideten hier Kühe und Geißen;
Campo caprino, Campo vaccino.

Die aufgeweckten Steine hilft mein Fuß verschleifen.
Wohin vergehe ich? Wage ich, noch zu bestehn?

Theerose und Pfirsich geben ihre Farben der
römischen Vedute.

Das Mauernsimms besteigt der Feigenbaum
mit immer wiederholtem Mute.

Über der Peterskuppel seh ich sich drehn
Eine Säule Zugvögel, des Weges gewiß,
So tüchtig wie flüchtig.

Ich wage es, noch zu bestehn.

Ich verabschiede mich von Ihnen und winke, mit Ihnen, im Geiste
demjenigen zu, der, in zwei Jahren, an dieser Stelle stehen wird.

ANMERKUNGEN

NELLY SACHS, die seit 20 Jahren in Stockholm lebende Lyrikerin, wurde am 29. 5. in Meersburg mit dem Annette von Droste-Hülshoff-Preis ausgezeichnet.

Akzente stellen vor: Die Einleitung und die Übertragungen der Texte von MAJAKOWSKIJ, GUMILJOW, JESSENIN, TICHONOW, ABROSIMOW und LEBJEDOW stammen von KARL DEDECUS.

GÜNTER BRUNO FUCHS, geboren 1928 in Berlin. »Sandomir und Ti« ist ein Kapitel seines Buches »Brevier eines Degenschluckers«, das im Herbst beim Carl Hanser Verlag erscheinen wird.

FRITZ SCHÄFER, geboren 1922, lebt als Volksschullehrer in Düsseldorf.

WALTER J. MOESCHLIN, geboren 1902, lebt in Basel als Maler und Schriftsteller. Essays, Novellen und Gedichte.

R. J. HUMM, geboren 1895 in Modena, lebt in Zürich. Essays, Dramen und Romane.

WILHELM LEHMANN hielt seine Schiller-Rede bei der Verleihung des Schiller-Preises des Landes Baden-Württemberg in Stuttgart im November 1959.

FRANZ TACHAU (Pseudonym), geboren 1940 in Eger / Böhmen. Lebt heute in Donauwörth. »Die Schöpfung« ist seine erste Veröffentlichung.

Quellenhinweise: Die Übertragung des Ophelia-Gedichtes von K. L. AMMER in Heft 2 entnahmen wir Band 592 der Insel-Bücherei: »Gedichte« von RIMBAUD, in der Übertragung von K. L. AMMER. – Die Rechte für das Gedicht »Ophelia« von GEORG HEYM liegen beim Verlag Ellermann, der eben eine neue HEYM-Ausgabe eröffnet hat. – Die ROBERT WALSER-Zitate der Seite »Marginalien« entnahmen wir den Bänden »Dichtungen in Prosa«, die CARL SEELIG im Holle Verlag herausgibt.,

MARGINALIEN

STANISLAW JERZY LEC

Am Anfang war das Wort – am Ende die Phrase.

Ich wollte der Welt nur ein einziges Wort sagen. Da ich es nicht konnte, wurde ich Schriftsteller.

Lernt aus der Erfahrung der Ornithologen: Wenn Schriftsteller ihre Flügel entfalten sollen, müssen sie die Freiheit besitzen, sich ihrer Federn zu bedienen.

Ich traf einen so unbelesenen Mann, daß er die Zitate aus Klassikern selbst erfinden mußte.

Man hatte mir aus der Provinz den Vorschlag gemacht, für kleineres Honorar billigere Gedanken zu schreiben.

Hört ihr das Gestammel? Das sind die Chöre der Mitlaute nach der Extermination der Selbstlaute.

Analphabeten müssen diktieren.

Seid wachsam! Ein mißachteter Analphabet könnte den Punkt über das i setzen.

Auch an Gedankenwegen lauern Räuber. Natürlich, auch sie halten sich für Intellektuelle.

Wir beobachten eine interessante Erscheinung: Gestammel als Verständigungsmittel zwischen den Menschen.

Ohne die Kenntnis der fremden Sprache wirst du niemals das Schweigen des Ausländers verstehen.

Wie werden Seufzer in fremde Sprachen übersetzt?

Unlängst bekam ich eine Leserzuschrift: »Um Ihre ›Unfrisierten Gedanken‹ zu verstehen, muß man belesen sein«. Ich telegraphierte sofort zurück: »Und ob, und ob!«

Aus: »Unfrisierte Gedanken«, die soeben im Carl Hanser Verlag erschienen sind.

Dem Heft liegen Prospekte der folgenden Verlage bei: Carl Hanser Verlag, München – Manz Verlag, München – Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen und Hartfried Voss Verlag, Ebenhausen bei München.

